



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Harriet Martineau als Übersetzerin

Portrait einer vielschichtigen translatorischen Persönlichkeit

verfasst von / submitted by

Daniela Schlager, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 070 331 342

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Translation Deutsch Englisch

Betreut von / Supervisor:

Ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Klaus Kaindl

Inhaltsverzeichnis

0.	Einleitung.....	1
1.	Vom Text zum Mensch: Übersetzer*innen im Fokus	3
1.1.	Translator Studies.....	4
1.2.	Soziologische Ansätze.....	7
1.3.	Menschen im Mittelpunkt der Übersetzungsgeschichte.....	11
1.4.	Übersetzer*innenportraits	19
1.5.	Übersetzerinnen.....	21
1.6.	Ein interpretatives Übersetzerinnenportrait	23
2.	Harriet Martineau und ihre Zeit.....	24
2.1.	Soziohistorische Rahmenbedingungen – das 19. Jahrhundert	24
2.1.1.	Literatur und Schriftstellerinnen	25
2.1.2.	Übersetzen und Übersetzerinnen	27
2.2.	Kurzbiographie.....	30
2.3.	Die vielen Seiten von Harriet Martineau – Forschung & Rezeption	33
2.3.1.	Als Schriftstellerin/Journalistin	34
2.3.2.	Als Wissenschaftlerin	36
2.3.2.1.	Als „Gründungsmutter“ der Soziologie	37
2.3.2.2.	Als Ökonomin.....	38
2.3.3.	Als Sozialkritikerin	40
2.3.4.	Als Übersetzerin?.....	44
3.	Harriet Martineau als Übersetzerin.....	49
3.1.	In Kindheit und Jugend	50
3.2.	Bei der <i>Positive Philosophy</i>	53
3.2.1.	Darstellung in der Autobiographie.....	57
3.2.2.	Darstellung im Vorwort zur <i>Positive Philosophy</i>	61
3.3.	Als Übersetzerin im weiteren Sinn.....	68
3.3.1.	Übersetzen von Theorie in Praxis	70
3.3.2.	Kulturelle Übersetzung	73
3.4.	Zwischenfazit	77
4.	Auf Spurensuche: Wegbereitende Erfahrungen	79
4.1.	Unglückliche Kindheit	82
4.2.	Körper.....	84
4.3.	Elternhaus, Bildung & Erziehung	86

4.4.	Autoritätsfiguren	88
4.5.	Geschlecht	92
4.6.	Unerwartete karrierefördernde Ereignisse	95
4.7.	Religion	97
4.8.	Netzwerk	100
4.9.	Reisen & Ortswechsel	102
4.10.	Spannungsverhältnisse, Exilerfahrungen, Hybridität.....	105
4.11.	„Alle Wege führen zum Übersetzen“	108
5.	Fazit & Ausblick.....	110
6.	Bibliographie	112
7.	Anhang: Abstracts	119

0. Einleitung

Harriet Martineau (1802–1876) war eine bedeutende Persönlichkeit des viktorianischen Zeitalters. Sie war vorrangig als Schriftstellerin bzw. Journalistin bekannt, die die zentralen gesellschaftspolitischen Fragen ihrer Zeit aufgriff und in allgemeinverständliche Sprache verpackte. Im Laufe ihrer Karriere, die sich ungefähr über ein halbes Jahrhundert zog, verfasste sie dutzende Bücher und tausende Artikel zu verschiedensten Themen, darunter z. B. Religion, Wissenschaft, Wirtschaft, Frauenrechte, Sklaverei und Gesellschaftsanalysen. Dabei versuchte sie stets, die breite Masse über gesellschaftliche und wissenschaftliche Phänomene aufzuklären und ihre Vision des sozialen Fortschritts niederschwellig zu vermitteln. Unter ihren Zeitgenoss*innen war sie als intellektuelle Autorität weit anerkannt; sie konnte sich in der patriarchalen (Literatur-)Welt durchsetzen und vom Schreiben leben, was für Frauen im 19. Jahrhundert ungewöhnlich war. Gleichzeitig war sie als ‚laute‘ Frau, die sich häufig mit kontroversiellen Themen auseinandersetzte und unpopuläre Meinungen vertrat, sehr umstritten.

Obwohl sie zu Lebzeiten eine so prominente und polarisierende Person war, ist Martineau heute verhältnismäßig unbekannt. Wie viele andere Frauen in der Geschichte wurde ihre Bedeutung lange ignoriert; erst kürzlich haben Vertreter*innen aus unterschiedlichen Disziplinen – v. a. mit feministischem Hintergrund – damit begonnen, Martineaus vielfältiges Werk und ihre Verdienste für unterschiedliche Wissensgebiete aufzuarbeiten. So wird sie etwa mehr und mehr als „Gründungsmutter der Soziologie“ (Hoecker-Drysdale 1998:58) anerkannt; andere Schlagworte sind z. B. Aufklärerin, Popularisiererin, Ökonomin, Sozialkritikerin, Frauenrechtlerin, Historikerin, Philosophin – und nicht zuletzt Übersetzerin. Ihre Übersetzung von Auguste Comtes *Cours de Philosophie Positive* wird häufig als eines ihrer wichtigsten Werke hervorgehoben, detaillierte Auseinandersetzungen mit der Übersetzung bzw. mit Martineau als Übersetzerin gibt es jedoch kaum. Dabei handelt es sich aus translationswissenschaftlicher Perspektive um einen außergewöhnlichen und ergiebigen Fall: Schon der vollständige Titel *The Positive Philosophy of Auguste Comte. Freely Translated and Condensed by Harriet Martineau* verdeutlicht, dass Martineau sich den Text zu eigen macht. Sie reduzierte über 4000 Seiten auf gute 1000, verdichtete und veränderte den Inhalt. Comte war vom Resultat so begeistert, dass er seinen Studierenden fortan ihre Version empfahl und sich für weitere Übersetzungen, u. a. eine Rückübersetzung ins Französische aussprach. Ohne Martineau hätte er vermutlich nicht dasselbe Ausmaß an Rezeption erfahren und sich als eine der wichtigsten frühen Figuren der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie etabliert. Er glaubte auch daran, dass ihre beiden Namen „inseparably united“ (Wright 1986:66) bleiben würden – dass es anders kam, ist heute offensichtlich. Der Grund dafür ist wohl in der Marginalisierung sowohl von Frauen als auch von Übersetzer*innen zu finden; hier will ich ansetzen und Martineau als Übersetzerin aus dem Schatten holen.

Dabei verorte ich mich in den ‚Translator Studies‘ (Chesterman 2009) und gehe nicht text-, sondern personenzentriert vor. Mein Ziel ist es, Harriet Martineaus übersetzerische Persönlichkeit möglichst umfassend darzustellen, ihre Ziele und Vorgehensweisen zu beleuchten und ihr Übersetzungsverständnis sowie ihr Selbstbild von sich als Übersetzerin herauszuarbeiten. Auch die Wechselwirkung ihrer mehrfachen Berufsleben spielt eine Rolle: Wann ist sie als Übersetzerin gleichzeitig Schriftstellerin, Ökonomin, Sozialkritikerin etc. und umgekehrt? Wie beeinflussen die unterschiedlichen Tätigkeiten einander? Dazu kommt die Frage nach ihrem übersetzerischen Werdegang: Was sind die Bausteine ihres Übersetzerinnen-daseins und aus welchen Sozialisierungserfahrungen im Laufe ihres Lebens sind sie entstanden? Die Basis für dieses Vorhaben bildet eine Analyse von Primärtexten Martineaus, in erster Linie ihres umfangreichen Vorworts zur *Positive Philosophy* und ihrer Autobiographie. Beide sind sehr aufschlussreich: Martineau nimmt sich viel Raum, um über sich selbst und ihre Tätigkeiten zu reflektieren. Im Vorwort beschreibt sie selbstbewusst ihre Vorgehensweise bei der Übersetzung, die Stärken und Schwächen des Originals und die Ziele, die sie mit der Verbreitung des Werks verfolgt; in der Autobiographie schildert sie ihren intellektuellen Werdegang und macht ebenfalls viele Punkte, die für ein Übersetzerinnenportrait relevant sind, explizit – diese möchte ich sammeln, verknüpfen und analysieren.

Zu Beginn stellt sich die Frage, wie Übersetzer*innen überhaupt portraitiert werden können. Das erste Kapitel bietet einen Überblick über die translationswissenschaftlichen Ansätze, bei denen Menschen im Mittelpunkt stehen, und thematisiert den Nutzen einer personenzentrierten Perspektive. Bisher gibt es erst wenige interpretative Übersetzer*innenportraits, die über Identifikation und Deskription hinausgehen; Inputs kommen v.a. von soziologischen und historischen Ansätzen. Neben Chestermans (2009) Idee des ‚Telos‘ zur Beschreibung der persönlichen Motivationen und Ziele von Übersetzer*innen sind für mich Lahires (2003, 2011) individualisiertes Habituskonzept, die damit verbundene Theoretisierung von beruflichen ‚Mehrfachleben‘ und deren Einbettung in den translationswissenschaftlichen Kontext von Meylaerts (2013) besonders wichtig. Außerdem darf im Rahmen der Untersuchung einer weiblichen Übersetzerin auch die feministische Translationswissenschaft nicht außer Acht gelassen werden.

Im zweiten Kapitel werden Harriet Martineau und ihre Zeit vorgestellt. Nach einem soziohistorischen Abriss der literarischen, übersetzerischen und geschlechtsspezifischen Rahmenbedingungen folgen Martineaus Kurzbiographie und ein Forschungsüberblick. Dabei wird die Rezeption Martineaus als interdisziplinäre Figur deutlich; ich werde die ‚wichtigsten‘ ihrer Berufsleben, die in der Forschung beschrieben werden, auswählen und umreißen.

Das dritte und vierte Kapitel bilden den Analyseteil: Zuerst werden Martineaus übersetzerische Tätigkeiten im engeren wie im übertragenen Sinn behandelt. Anhand von Primärmaterialien – wie dem Vorwort der *Positive Philosophy* und Ausschnitten aus der Autobiographie – und Ergänzungen aus der Sekundärliteratur werde ich Martineaus

übersetzerisches Selbstbild und ihre Teloi herausarbeiten und zeigen, wie sich ihre Mehrfachleben darin manifestieren. Danach folgt das Ergebnis einer ‚Spurensuche‘ in der Autobiographie: eine Aufarbeitung der Faktoren und Sozialisierungserfahrungen, die maßgeblich zur Herausbildung von Martineaus Übersetzerinnenpersönlichkeit beitrugen.

1. Vom Text zum Mensch: Übersetzer*innen im Fokus

Für mein¹ Vorhaben, mich mit einer Übersetzerin als Mensch zu beschäftigen, ihre übersetzerische Persönlichkeit darzustellen und ihre Motivationen zu erkunden, gibt es noch wenig translationswissenschaftliche Basis, auf die ich mich stützen könnte. Der Text war für lange Zeit der oberste Bezugspunkt und scheint es für viele auch noch immer zu sein. Die viel beklagte ‚Unsichtbarkeit‘ von Übersetzer*innen beschreibt also nicht nur den textuellen oder gesellschaftlichen Raum, der ihnen zugestanden wird, sondern auch den in ihrer eigenen Disziplin:

Obwohl die Beschäftigung mit allen denkbaren Facetten des Themas Übersetzung in den letzten Jahrzehnten unüberschaubare Ausmaße angenommen hat, sind die Untersuchungen, die einzelnen Übersetzerinnen und Übersetzern gewidmet sind, nach wie vor sehr spärlich gesät. Angesichts der Tatsache, dass jährlich an den zahlreichen Ausbildungsstätten für Übersetzerinnen und Übersetzer allein im deutschsprachigen Raum Hunderte von Qualifikationsarbeiten geschrieben werden, verwundert diese Abstinenz. Am Rande von Buchmessen oder anlässlich der Verleihung von Übersetzerpreisen kommt zwar das Interview mit professionellen Übersetzerinnen und Übersetzern immer mehr in Mode, aber in Form von prestigereicheren akademischen Textsorten wie Zeitschriftenartikeln oder gar Monographien findet kaum eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Oeuvre von „Nur-Übersetzern“ statt. Auch im Rahmen von Übersetzungsvergleichen bleiben die Urheberinnen und Urheber der Übersetzungen meist mehr oder weniger anonyme Wesen. Entsprechend schwierig ist es, Daten über weniger in der Öffentlichkeit präsente Übersetzerinnen und Übersetzer zu eruieren, zumal die meisten Verlage sich keinerlei Mühe geben, Informationen über diese Kategorie von Mitarbeitern zu archivieren. Oftmals sind nicht einmal mehr Exemplare der Übersetzungen selbst in den Lagerbeständen zu finden. (Pöckl 2014:253)²

Wahrscheinlich wäre es ein erster Schritt zur Verbesserung der öffentlichen Wahrnehmung von Übersetzer*innen, wenn die Translationswissenschaft selbst anfangen würde, sie zu beachten. Und momentan deutet tatsächlich vieles auf eine solche Entwicklung hin: Der Mensch kommt immer mehr ‚in Mode‘.

¹ Abgesehen davon, dass ich die Verwendung der Ich-Perspektive in wissenschaftlichen Arbeiten grundsätzlich für ein passendes Mittel befinde, um der Illusion einer neutralen, objektiven Wissenschaft entgegenzuwirken, halte ich sie in diesem Fall auch inhaltlich für angebracht. Die ‚Humanisierung‘ (siehe Pym, Kapitel 1.3) soll sich nicht nur in der Themenwahl, sondern auch in der Herangehensweise ausdrücken.

² Ich habe das Glück, dass zahlreiche Informationen über ‚meine‘ Übersetzerin vorhanden sind – das liegt allerdings nicht an ihrem übersetzerischen Prestige, sondern an ihrer (relativen) Bekanntheit in den Sozialwissenschaften.

Als früher Meilenstein ist der Cultural Turn zu sehen, mit dem die Türen für die Erkundung von Translation über Sprach- und Textebene hinaus geöffnet wurden. Es scheint Konsens darüber zu bestehen, dass es sich dabei um den wichtigsten Paradigmenwechsel der Translationswissenschaft handelt; er ermöglichte eine Vielzahl neuer Perspektiven und Forschungsbereiche. Kultur wurde zu einem zentralen Faktor, und in weiterer Folge wurde damit soziologischen und translationshistorischen Ansätzen der Weg geebnet. Von beiden Seiten – die auch durchaus in einem Wechselspiel zueinander stehen (können) – gehen Forderungen nach einer stärkeren Konzentration auf die handelnden Personen aus. Diese werden auch immer mehr erfüllt; für Chesterman (2009) in einem Ausmaß, dass er von der neu aufkommenden Subdisziplin ‚Translator Studies‘ spricht. Im Folgenden will ich seine Vorstellung dieses Forschungsbereichs kurz skizzieren und insbesondere auf den Vorschlag eingehen, den ‚Telos‘ als neues Konzept zur Beschreibung der Motivation von Translator*innen einzuführen. Danach werden soziologische und translationshistorische Ansätze beschrieben, die einen Ausgangspunkt für die Beschäftigung mit einer Übersetzerin bieten. Auch wenn die Soziologie und die Geschichtswissenschaft gewissermaßen antagonistisch zueinander entstanden sind, schließen sich ihre Ansätze nicht aus, sondern sind durchaus kompatibel (vgl. Simeoni 2007). Zu guter Letzt spielen auch Geschlechteraspekte bei der Betrachtung von Akteur*innen ohnehin immer eine Rolle, in diesem Fall sind sie allerdings besonders interessant: Da sich Harriet Martineau einerseits als Frau in mehreren Männerdomänen erfolgreich durchsetzen konnte, andererseits dennoch von der Geschichte ‚vergessen‘ bzw. weitgehend ignoriert wurde, sind einige Punkte der feministischen Translationswissenschaft ebenfalls relevant. Durch die Diskussion und Kombination dieser Aspekte möchte ich einen theoretischen Rahmen schaffen, der sich für die Skizzierung eines übersetzerischen Portraits von Harriet Martineau hoffentlich als fruchtbar erweist.

1.1. Translator Studies

Andrew Chesterman prägte den Begriff der ‚Translator Studies‘ in seinem 2009 erschienenen Artikel *The Name and Nature of Translator Studies*. Die steigende Zahl an Publikationen, die sich mehr mit Übersetzer*innen als mit Texten befassen, veranlasste ihn dazu, einen Namen zu finden, unter dem dieser Trend zusammengefasst werden kann. Wie die intertextuelle Referenz im Titel bereits erahnen lässt, bezieht er sich stark auf James Holmes’ vielzitierten Text *The Name and Nature of Translation Studies*, der ursprünglich im Jahr 1972 erschien. Holmes (1988) gibt darin einen Überblick über die Translationswissenschaft mit ihren verschiedenen Verzweigungen und Forschungsbereichen, der später von Toury (1995:7ff.) als „Map“ – also als Übersichtskarte – visualisiert wurde. *The Name and Nature of Translation Studies* gilt allgemein als die Grundlage für die Entwicklung der Translationswissenschaft als eigenständige akademische Disziplin, auch wenn bereits einige Wissenschaftler*innen

inhaltliche Kritik daran geübt haben. Auch Chesterman (2009:15ff.) kritisiert Holmes' Map, geht aber im Anschluss dazu über, Anknüpfungspunkte für die Translator Studies zu finden. Einige wenige der von Holmes angeführten Bereiche kommen dafür in Frage, u. a. der Zweig „time restricted studies“, zu dem beispielsweise die Geschichte von Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen gehören würde.

Holmes' Darstellung der Translationswissenschaft ist – seiner Entstehungszeit entsprechend – sehr textlastig; auch der von ihm vorgeschlagene potentielle Forschungsbereich „translation sociology“ bleibt noch auf der Textebene. Chesterman (2009:16) hingegen unterteilt die Translationssoziologie in drei Bereiche, die „sociology of translations“, die „sociology of translators“ und die „sociology of translating“, wobei den letzten beiden in der gegenwärtigen Translationswissenschaft immer mehr Platz eingeräumt wird. Die Beschäftigung mit Akteur*innen ist inzwischen schon so stark vertreten, dass von Translator Studies als einer neu aufkommenden Teildisziplin gesprochen werden kann. Chesterman (2009:13) definiert Translator Studies vorerst grob als „the study of translators (and of course interpreters)“. Das wichtigste Prinzip ist die Verschiebung des Fokus – weg von der traditionellen Textlastigkeit hin zu einer Menschenzentriertheit: „texts are secondary, the translators themselves are primary“ (Chesterman 2009:15).

Schließlich skizziert er in Anlehnung an Holmes' Map eine Übersicht über die Translator Studies. Darin enthalten sind ein kultureller, ein kognitiver und ein soziologischer Zweig und die jeweils dazugehörigen Forschungsfelder:

The cultural branch deals with values, ethics, ideologies, traditions, history, examining the roles and influences of translators and interpreters through history, as agents of cultural evolution. The cognitive branch deals with mental processes, decision-making, the impact of emotions, attitudes to norms, personality, etc. The sociological branch deals with translators'/interpreters' observable behaviour as individuals or groups or institutions, their social networks, status and working processes, their relations with other groups and with relevant technology, and so on. All three branches comprise both theoretical and descriptive studies, and also pure and applied studies. (Chesterman 2009:19)

Dabei sei der soziologische Zweig der komplexeste, da er mehr Ebenen als der kulturelle oder der kognitive Zweig umfasst. Eine soziologische Perspektive bringt außerdem eine grundlegende Erweiterung der translationswissenschaftlichen Zugänge mit sich: Während in der Vergangenheit vor allem vergleichende (z.B. zwischen Ausgangs- und Zieltext), prozessorientierte (z.B. kognitive), und kausale Ansätze dominierten, kommt durch die Beschäftigung mit den Menschen – seien es Übersetzer*innen oder andere involvierte Person – ein neuer akteur*innenbezogener Ansatz ins Spiel, ein „agent model“ (Chesterman 2009:20). Chesterman (2009:20) beendet seine Ausführungen mit einer etwas erweiterten Definition: „Translator Studies covers research which focuses primarily and explicitly on the agents involved in translation, for instance on their activities or attitudes, their interaction with their social and technical environment, or their history and influence.“

Auch wenn dieser Artikel großen Anklang fand und bereits vielfach zitiert wurde, haben sich die Translator Studies noch nicht zu einer anerkannten Teildisziplin der Translationswissenschaft entwickelt. Eine Basis dafür wurde damit allerdings geschaffen – und möglicherweise wird *The Name and Nature of Translator Studies* eines Tages so zentral für die Teildisziplin wie *The Name and Nature of Translation Studies* für die Disziplin.

Aufmerksamkeit verdient auch sein Vorschlag, ein neues Konzept in die Translationswissenschaft einzuführen – den ‚Telos‘. Dem Programm gemäß bezieht sich dieser auf den Menschen: Er könnte analog zum Skopos, der das beabsichtigte Ziel, den Zweck einer Übersetzung beschreibt, für die persönliche Motivation der Translator*innen stehen. Durch soziologische Untersuchungen dieser Teloi könnten neue Einblicke in die Einstellungen, persönlichen Ziele und ethischen Grundsätze von Translator*innen gewonnen werden, sowie deren Manifestation in der Durchführung ihrer Arbeit (vgl. Chesterman 2009:17). In einem Interview mit Mona Baker führt er diese Idee etwas genauer aus:

It occurs to me that translation theory might need a new concept to describe the ultimate motivation of the translator (or interpreter, of course). Translators work to stay alive, yes. But they also have a number of other motivations: a love of languages no doubt, an interest in other cultures, perhaps a desire to improve communication, and so on. [...] There is a traditional Stoic distinction between skopos and telos that has been much commented on by classical scholars and theologians. Skopos is usually taken to refer to more immediate intentions, the visible target literally aimed at by an archer for instance (originally, skopos means a watcher, an observer), whereas telos refers to a more distant or ultimate state, such as the more abstract goal of life as a whole, ideally perhaps a final harmonious state. The telos is a result rather than an intention. Suppose, alongside skopos, we adopt the term ‘telos’ to describe the personal goal of a translator, firstly in the context of a given task. Some tasks are done just for the money, but others might have different teloi. If a translator is asked, especially during a voluntary translation task, ‘why are you doing this?’, the answer could be a formulation of this primary telos. Formulating a more general telos might be one way of answering a bigger question: why did you become a translator? Or more generally still: to what ultimate goal should all translators and interpreters be committed? What is (or should be) the ultimate telos of the profession as a whole? (Chesterman & Baker 2008:31)

Während der Skopos sich also auf ein unmittelbareres, sichtbares Ziel in einem kleineren Rahmen, wie etwa den Zweck eines konkreten Texts oder Auftrags bezieht, ist der Telos etwas Abstrakteres – ein weniger greifbares, gewissermaßen ultimatives Ziel, das den*die Translator*in dazu bewegt, zu übersetzen oder zu dolmetschen.

Wird der Telos also in Abgrenzung zum Skopos als persönliches Ziel gesehen, kann er sich auf drei verschiedene Ebenen beziehen, die Chesterman illustriert: erstens auf das Ziel, das der*die Translator*in bei einer konkreten Arbeitssituation verfolgt; zweitens auf das Ziel, das der*die Translator*in grundsätzlich in ihrem Beruf verfolgt; drittens auf das Ziel, das alle Translator*innen verfolgen sollten, sozusagen der Gesamtzweck des Berufs an sich. Man könnte daher von einem primären, sekundären und tertiären Telos sprechen – wobei die unterschiedlichen Dimensionen einander überlappen bzw. bedingen und wohl meist nicht scharf getrennt werden können. Im Gegensatz dazu bleibt der Skopos – da sein Referenzpunkt der Text und nicht der Mensch ist, und Texte keine intrinsische Motivation haben können – auf der ersten Ebene der konkreten Arbeitssituation.

Die Frage nach der persönlichen Motivation von Translator*innen führt konsequenterweise auch zu Fragen nach Verantwortung, Ethik und Politik. Baker (2008:31) meint in Reaktion auf Chestermans Idee, der Telos könnte ein geeignetes Instrument dafür sein, translatorische Ethik zu überdenken: Man könnte sich damit von ‚romantischen‘ Konzepten wie dem Brückenbauen weg- und sich in die Richtung eines konkreteren politischen Bewusstseins hinbewegen. Es würde sich lohnen, diesen Vorschlag aufzugreifen und weiterzuentwickeln, denn „[a] telos is a more productive concept than skopos because it connects with the wider context of a whole society, and potentially of humanity at large“. (Chesterman & Baker 2008:31)

1.2. Soziologische Ansätze

Für die Beschäftigung mit Menschen – vor allem auf einer kollektiven Ebene – sind natürlich viele Modelle in der Soziologie zu finden, von denen einige in den letzten Jahren in die Translationswissenschaft ‚importiert‘ wurden. Aber auch bereits vor dem sogenannten ‚sociological turn‘, der auf Wolf (2007) zurückgeht, kamen einige Ansätze auf, die das Potential für bzw. das Bedürfnis nach einer soziologisch orientierten Translationswissenschaft erkennen lassen. Vor allem in den Descriptive Translation Studies entstanden einige Anknüpfungspunkte: In Even-Zohars Polysystemthorie (1990) wird der systemische Charakter von Translation deutlich, Toury (1995) spricht von Translation als einer normengeleiteten (und dadurch soziokulturell bestimmten) Tätigkeit und Lefevere (1992) führt den Begriff der ‚Patronage‘ ein, der die machthabenden, regulativen Kräfte des literarischen Systems bezeichnet und fortan zu einem Schlüsselkonzept für die aufkeimende Translationssoziologie wird. Unter den Vertreter*innen des funktionalen Ansatzes ist Holz-Mänttari (1984) zu nennen, die Translation als soziale Praxis beschreibt, allerdings auf einen eng umrissenen Personenkreis beschränkt.

Die soziologischen Ansätze im engeren Sinn speisen sich vor allem aus Bourdieus Feldtheorie, Luhmanns Systemtheorie und Latours Actor-Network Theory. Die letzten beiden bewegen sich auf einer stark abstrahierten systemischen Ebene – wodurch sie auch für die Beschäftigung mit Individuen irrelevant sind – und haben bislang noch wenig tatsächliche Anwendung gefunden. Hingegen wurde die Feldtheorie, insbesondere das Konzept des Habitus, bereits vielfach eingesetzt. Buzelin (2013:188) unterscheidet hier zwei Hauptströmungen innerhalb der Translationswissenschaft: Die eine Seite geht vom Modell des literarischen Felds aus und versucht, Übersetzung und Übersetzer*innen darin zu verorten; die andere – vertreten vor allem von Simeoni, Wolf und Inghilleri – geht in erster Linie der Frage nach einem eigenen translatorischen Feld und einem spezifischen translatorischen Habitus nach.

Der Habitus ist ein System aus sozial erworbenen und verinnerlichten (Prä-)Dispositionen, das Handlungen, Wahrnehmungen, Geschmack etc. steuert (vgl. Bourdieu 1987:98f.). Bourdieu bezieht sich in erster Linie auf die unterschiedlichen gesellschaftlichen Klassen; man kann aber

auch für eine bestimmte Berufsgruppe – in diesem Fall der Gruppe der Translator*innen – einen gemeinsamen Habitus annehmen, der den Rahmen für ihr Verhalten und Handeln schafft. So können beispielsweise translatorische Entscheidungen durch einen translatorischen Habitus erklärt bzw. letzterer durch die Analyse von ersteren rekonstruiert werden (vgl. Wolf 2012:134f.). Laut Simeoni (1998), der sich als einer der ersten mit dem Habituskonzept in der Translationswissenschaft auseinandersetzte, hat sich der translatorische Habitus im Lauf der Jahrhunderte als submissiv und dienend herausgebildet und zur Unsichtbarkeit sowie zum niedrigen sozialen Status von Translator*innen erheblich beigetragen. Ein solcher Habitus ist aber in einer Zeit, in der die politische Verantwortung von Translator*innen immer stärker diskutiert wird, für Wolf (2012:136ff.) hinderlich: Sie plädiert für eine Redefinierung des translatorischen und translationswissenschaftlichen Habitus und die Integration einer politisch bewussten, aktivistischen Agenda.

Auch wenn der Habitus immer wieder als Konzept zur Analyse von Einzelpersonen angewendet wird (z. B. bei Gouanvic), scheint für diesen Zweck der Ansatz von Bernard Lahire (2003) geeigneter. Lahire, ein Kritiker Bourdieus, nimmt den Habitus als Ausgangspunkt für ein neues Konzept, das individuelle Dispositionen in den Mittelpunkt stellt. Eines seiner Ziele ist eine Weiterentwicklung der Soziologie in Richtung des Individuums, was ein Umdenken in der Herangehensweise nötig macht. Schließlich beziehen sich soziologische Modelle – so auch die Feldtheorie – für gewöhnlich auf Gruppen und nicht auf Einzelpersonen; für neue Untersuchungsobjekte sollten jedoch keine alten Konzepte verwendet werden:

The study of the social in its individualized form, i.e. the social refracted in an individual body that, characteristically, passes through institutions, groups, and fields of power and of struggles or different scenes, is the study of social reality in its embodied and internalized form. How does external reality, which is more or less heterogeneous in nature, become embodied? How do the manifold experiences which contribute to the process of socialization (co)exist in one and the same body? How do such experiences install themselves more or less durably in every body and how do they intervene at different times in social life or in an individual's life? As long as sociologists want to shed light on groups of individuals on the basis of a practice or of a specific domain of practices—employees of a corporation, partners, readers, users of a given cultural institution, voters, etc.—there is no need to study these individualized social logics. However, when the focus is on individuals, not as atoms that are the basic elements of sociological analysis but as complex products of multiple processes of socialization, it is no longer possible to remain confined to relying on explicit or implicit models of actors, action, and cognition which have been current until now. The micro-historian Giovanni Levi (1989: 1335) has rightly stated that “we cannot (...) apply the same cognitive procedures to groups and individuals alike.” (Lahire 2003:332f.)³

Abgesehen davon, dass eine solche Richtungsänderung neue Konzepte erfordert, kritisiert Lahire (2003:333ff.) Bourdieu auch inhaltlich: Menschen werden aufgrund ihrer Dispositionen, die jedoch nur von ihren externalisierten sozialen Praktiken abgeleitet werden, bestimmten Gruppen zugeordnet, bei denen ebendiese sozialen Praktiken statistisch am häufigsten

³ Der Verweis auf Levi, einer der Begründer der ‚microhistory‘, die in Kapitel 1.3 beschrieben wird, ist ein schönes Beispiel für die Verknüpfbarkeit soziologischer und historischer Ansätze.

auftreten. Erklärungen oder Beispiele dafür, was diese Dispositionen eigentlich genau bedeuten, wie sie geschaffen, internalisiert und weitergegeben werden, gibt es nicht. Ihre Hintergründe in der Sozialisation und ihre Auswirkungen auf das Leben der Personen bleiben also ungeklärt, dabei wäre gerade das für Lahire von Forschungsinteresse.⁴ Außerdem sind Dispositionen ihm zufolge unterschiedlich ausgeprägt: Es gibt starke und schwache, sie können in ihrer Stärke variieren oder sogar ganz verschwinden.

Lahire (2003:336ff.) unterscheidet zudem zwischen „dispositions to act“ und „dispositions to believe“. Sie können unabhängig voneinander entwickelt und internalisiert werden, was zu Asymmetrien und Widersprüchen führt: So handeln Menschen manchmal nicht gemäß ihren Überzeugungen, z. B. weil sich aufgrund verschiedener Umstände andere Handlungsgewohnheiten herausgebildet haben oder sie einfach nicht die nötigen Ressourcen dazu haben. Das kann zu Frustration oder Schuldbewusstsein führen; die Überzeugungen werden zum Teil nur verbal – und nicht durch Handlungen – ausgedrückt.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist, dass die „[d]ispositions become active *under specific conditions* only“ (Lahire 2003:342, H. i. O.). Ihr Mechanismus funktioniert also nicht in allen Situationen gleich und ist nicht einfach oder generalisierbar, sondern komplex, differenziert und kann sich je nach sozialem Kontext ein- oder ausschalten. Das führt zu der Frage, wie Menschen sowohl die Pluralität der Welt als auch ihre eigene erleben, denn „*the singular is necessarily plural in nature*“ (Lahire 2003:343f., H. i. O.). Gewohnheiten, Handlungs- und Orientierungsmuster sind heterogen und teilweise widersprüchlich; Dispositionen werden je nach Situation aktiv und lassen sich auch von einem Kontext in einen anderen übertragen. Personen sind also nicht so eindimensional, wie sie die Sozialwissenschaften oft erscheinen lassen (vgl. Lahire 2003:343ff.) In Fallstudien wird die interne Pluralität besonders sichtbar:

Social agents are not made all of one piece; *they are fit together from separate parts, complex charts of dispositions to act and to believe which are more or less tightly constituted*. This does not mean that they ‘lack coherence’, but that they lack a principle of unique coherence — of *beliefs, i.e., models, norms, ideals, values, and of dispositions to act*. (Lahire 2003:348, H. i. O.)

Zusammengefasst bedeutet das: „[E]very (individual) body plunged into a plurality of social worlds is subjected to heterogeneous and sometimes contradictory principles of socialization that they embody.“ (Lahire 2011:26) Ein*e zuvor eher als eindimensional wahrgenommene*r Akteur*in wird zum „plural actor“ (Lahire 2011).

Diese plurale, dynamische Neuinterpretation von Bourdieus Habitus birgt großes Potential für eine differenzierte Betrachtung von Übersetzer*innen. Michaela Wolf (2007:22f.) jedoch

⁴ Er kritisiert u. a. Bourdies Fallstudie von Martin Heidegger: Heideggers Habitus wird aufgrund seiner sozialen Praktiken zuerst der gesellschaftlichen Schicht des Mittelstands, dann seinem Beruf als Philosoph und seiner Position im akademischen Feld zugeordnet. Für Lahire reicht das nicht: „Would this suffice to capture the ‘formula generating his practices’? To what extent did Heidegger’s family, the schools he attended, his religion, his affections, his friendships, his political contacts etc., contribute to his socialization?“ (Lahire 2003:335)

bezweifelt die Eignung von Lahires Ansatz für die Translationswissenschaft: Er lege zu viel Gewicht auf das Individuum und ignoriere die Interaktion mit anderen Akteur*innen und die damit verbundenen Machtverhältnisse, in die Translationsprozesse eingebettet sind. Meines Erachtens ist die Kritik allerdings etwas zu kurz gegriffen: Einerseits könnte man für den Fall, dass man sich nicht nur auf das Individuum beschränken will, immer noch Feld und Kapital im Bourdieuschen Sinn verwenden und trotzdem von einem differenzierteren Habitusbegriff profitieren – für die Betrachtung von größeren gesellschaftlichen Kontexten reicht ein für sich allein genommener Habitus schließlich auch nicht aus. Und andererseits stellt sich auch die grundlegende Frage nach dem Untersuchungsgegenstand. Wenn ein Individuum, z.B. ein*e Übersetzer*in portraitiert werden soll, scheint Lahires Ansatz sehr wohl zielführend.⁵

Reine Meylaerts dürfte das ähnlich sehen: In ihrem Artikel *The Multiple Lives of Translators* (2013) verwendet sie Lahire als Grundlage für die Charakterisierung eines belgischen (Nicht-nur-)Übersetzers im frühen 20. Jahrhundert. Sie sieht den Nutzen vor allem in der Öffnung der bisher eingeschränkten Sichtweise auf Translator*innen als ‚reine‘ Translator*innen und der Anerkennung ihrer multiplen Sozialisation. Oft wird von einem unabhängigen translatorischen Feld und von Translation als einer exklusiven spezialisierten Tätigkeit ausgegangen; alleine ein Blick in die Geschichte zeigt aber, dass vor allem literarisches Übersetzen oft nur zusätzlich zu anderen beruflichen/literarischen Tätigkeiten ausgeführt wurde. Das impliziert eine Art ‚Doppel-‘ bzw. ‚Mehrfachleben‘, die nicht unbedeutend sind, sondern einen geradezu fundamentalen Einfluss auf die Ausübung und Wahrnehmung ihrer einzelnen Berufsleben haben (vgl. Meylaerts 2013:107f.). Diese unterschiedlichen Seiten und ihre Wechselwirkungen müssen miteinbezogen werden, um das Denken und Handeln einzelner Übersetzer*innen umfassend interpretieren zu können:

Their individual habitus is the unique integration of their cultural socialization in terms of gender, family and social environment, academic career, professional career, partner, contacts with different social, political, religious and cultural institutions, friends, and so on. In other words, their translation practice, their perception and self-perception as a translator is inextricably linked to their socialization in other

⁵ Wolfs Kritik scheint viel eher nach der Legitimität eines Individuums als Forschungsgegenstand zu fragen als nach der Eignung des Ansatzes an sich. Im Kontext eines Übersetzer*innenportraits erübrigt sich daher diese Frage. Aber auch aus soziologischer Sicht ist das Individuum als Forschungsgegenstand argumentierbar: „Although it has, in order to constitute itself, to reject all the forms of that biologism which always tend to naturalize social differences by reducing them to anthropological invariants, sociology can understand the social game in its most essential aspect only if it takes into account certain of the universal characteristics of bodily existence, such as the fact of existing as a separate biological individual or as being confined to a place and a moment, or even the fact of being and knowing oneself destined for death [...]“ (Bourdieu 1982, zit. n. Lahire 2003:329f.) Außerdem betont Lahire (2003:349ff.) die Generalität des Einzelnen: Zum einen muss man das Generelle verstanden haben, um das Einzelne verstehen zu können, und zum anderen bedeutet eine Soziologie des Individuums nicht automatisch, dass sie sich nur mit Ausnahmefällen beschäftigt. Fallstudien sind nicht zwangsläufig einzigartig oder nicht repräsentativ, nur weil sich ein Mensch nicht in eine eindeutige Schublade stecken lässt; im Gegenteil, alle Menschen sind individuell, differenziert und nicht klar ‚schwarz oder weiß‘, sondern irgendwo dazwischen. Für die Beschäftigung mit Individuen auf translationshistorischer Ebene werden in Kapitel 1.3 noch weitere Argumente ausgeführt.

fields and can only be understood in relation to this socialization and in relation to the multitude of (transfer) roles they take on. Following Lahire [...], it is thus hard to speak of a translatorial habitus sensu stricto in the case of a literary translator-writer, literary translator-teacher, literary translator-journalist, literary translator-civil servant or some other combination because this would mean that these actors combine theoretically non-combinable habituses (Lahire, 2006, p. 67).

A nuanced understanding of literary translators' self-image, perceptions and transfer activities in cultural history therefore requires detailed analyses of their multipositionality as it relates to their multiple lives (as a professional teacher, journalist, civil servant, etc. and as a writer, critic, translator, self-translator, editor, etc.) and to their plural and variable socialization in a variety of social and cultural contexts. (Meylaerts 2013:108f.)

Im Fall der Journalistin-Schriftstellerin-Ökonomin-Sozialreformerin-Soziologin-Übersetzerin Harriet Martineau drängt sich Meylaerts' Interpretation von Lahire geradezu auf. Zudem sind einige (u. a. autobiographische) Zeugnisse ihrer primären Sozialisation in der Kindheit und ihrer multiplen sekundären Sozialisation in ihren Berufsleben vorhanden, die auf das Zustandekommen ihrer übersetzerischen Persönlichkeit Aufschluss geben können.

1.3. Menschen im Mittelpunkt der Übersetzungsgeschichte

Nicht nur soziologische Ansätze liefern Stoff für die Translator Studies; auch in der Übersetzungsgeschichte konzentriert man sich nach und nach mehr auf Menschen. Zunächst ging es in der historisch orientierten Translationswissenschaft vor allem um die Geschichte der Übersetzungstheorie und weniger um die Geschichte von Übersetzer*innen und übersetzten Texten (vgl. Tahir Gürçağlar 2013:135; Pym 1998:10). Ab den 1980ern stieg dann – unter anderem durch den Einfluss der DTS – das Interesse an der historischen Betrachtung translatorischer Praxis; in den 1990ern/2000ern begann man – inspiriert von den soziologischen Ansätzen in der Translationswissenschaft – ‚agency‘ miteinzubeziehen und sich mit den handelnden Personen auseinanderzusetzen (vgl. Tahir Gürçağlar 2013:135ff.).

Als Pionierwerk auf diesem Gebiet gilt *Translators Through History* (1995). Unter Zusammenarbeit mehrerer (Translations-)Historiker*innen wurden Fälle gesammelt, in denen Translator*innen einen bedeutenden Beitrag für den Verlauf der weiteren Geschichte geleistet haben. Diese sind in thematische Kapitel geordnet, an deren Namen bereits ersichtlich wird, wie groß der Einfluss der behandelten Translator*innen war: Sie heißen beispielsweise „Translators and the Invention of Alphabets“, „Translators and the Emergence of National Literatures“ und „Translators and the Dissemination of Knowledge“. Im Vorwort wird betont, dass damit einerseits vergangene Translator*innen aus der Vergessenheit geholt und andererseits ihre Wichtigkeit für die Entwicklung der Gesellschaft dargestellt werden soll. Solche translationshistorische Forschung sei unerlässlich, um die Translationswissenschaft als eigene Disziplin zu legitimieren:

This young discipline cannot claim a future if it is unable to build upon earlier experience and seek fresh ideas based on models from the past. Constructing a history of translation means bringing to light the complex network of cultural exchanges between people, cultures and civilizations down through the ages. It means drawing a portrait of these import-export workers and attempting to unravel their deep-rooted reasons for translating one particular work instead of another. It means finding out why their sponsors (kings, aristocrats, patrons, high-ranking clergy, etc.) asked them to translate a given work. It means taking into account what the translators themselves have written about their work, its difficulties and constraints. (Joly 1995:xv)

Ein Bestandteil des Schreibens einer Translationsgeschichte ist demnach auch die Beschäftigung mit Einzelpersonen. Auch wenn der Sammelband nicht auf Portraits individueller Übersetzer*innen abzielt, werden Aspekte davon angesprochen, unter anderem ihre „deep-rooted reasons“ – der Telos sozusagen. Insgesamt wird die Rolle der Akteur*innen stark betont; dennoch ist das Werk weniger den ‚Translator Studies‘ zuzuordnen als eher dem Zugang, die Geschichte durch eine translatorische Perspektive aufzuarbeiten. Rundle (2012; 2014) beschreibt eine solche Vorgehensweise als alternative Geschichtsschreibung und stellt fest, dass in vielen translationshistorischen Arbeiten Translation nicht als Untersuchungsgegenstand im Vordergrund steht, sondern als Mittel, um größere transnationale Ereignisse und Zusammenhänge zu verstehen und erklären.

Dem gegenüber steht die andere Seite, die Geschichte nützt, um generelle Aussagen über Translation zu treffen. Tahir Gürçağlar (2013:133) merkt an, dass es nur wenige ‚reine‘ Translationshistoriker*innen gibt, da die meisten historischen Fälle in Zusammenhang mit „present-day concerns“ gebracht werden. Auch für Pym (1998:x) ist es eines der Prinzipien translationshistorischer Forschung, die Gegenwart als Ausgangspunkt zu nehmen und mit dem Blick in die Vergangenheit eine neue Perspektive für die Fragen der heutigen Zeit zu schaffen. Ein Gegenstandspunkt dazu findet sich bei manchen Vertreter*innen der ‚microhistory‘, deren Ziel es nicht ist, Geschichte und Gegenwart miteinander in Verbindung zu bringen, sondern vielmehr Geschichte zu schreiben, die vergessen und ‚tot‘ ist und möglicherweise keinerlei Relevanz für das Heute mit sich bringt (vgl. Adamo 2006:91).

Bevor allerdings der Ansatz der ‚microhistory‘ vorgestellt wird, möchte ich mich Anthony Pym und insbesondere seiner sehr erfolgreichen Monographie *Method in Translation History* (1998), der das gerade angesprochene Prinzip entnommen ist, widmen. *Method in Translation History* gilt als bahnbrechendes Werk; es ist das erste, das sich derart umfassend und grundlegend mit den verschiedenen Aspekten der Translationsgeschichte auseinandersetzt. Ein interessanter Punkt ist beispielsweise seine Unterteilung der translationshistorischen Forschung in drei grundlegende Kategorien: die ‚archäologische‘ Forschung, die auf die Beantwortung der Fragen *Wer, Was, Wie, Warum, Wann, Für Wen* und *Mit welchem Effekt* abzielt; die historische Kritik, die den Beitrag von Translation für den Fortschritt der Geschichte evaluiert; und der

seiner Meinung nach wichtigste interpretative Ansatz, der versucht, das *Warum* der ‚Archäologie‘ zu erklären (vgl. Pym 1998:5f.).⁶

Besonders hervorzuheben – und für diese Arbeit auch am relevantesten – ist aber sicherlich seine Forderung nach einer stärkeren Zuwendung zu den Übersetzer*innen selbst. Neben dem bereits angesprochenen Prinzip der Priorität der Gegenwart ist ein anderes seiner vier Prinzipien, wie translationshistorische Forschung betrieben werden sollte, der Fokus auf der Person:

The second principle is that the central object of historical knowledge should not be the text of the translation, nor its contextual system, nor even its linguistic features. The central object should be the human translator, since only humans have the kind of responsibility appropriate to social causation. Only through translators and their social entourage (clients, patrons, readers) can we try to understand why translations were produced in a particular historical time and place. To understand why translations happened, we have to look at the people involved. (Pym 1998:ix)

In Anbetracht der bisher dominanten Zugänge wirkt diese Forderung geradezu radikal: Um Übersetzungen verstehen zu können, sind nicht die Texte selbst oder die Kontexte entscheidend, sondern die dahinterstehenden Menschen. Diese werden nun in den Mittelpunkt geschichtlicher Forschung gerückt und lösen Texte als wichtigsten Forschungsgegenstand ab. Die beiden verbleibenden Prinzipien sind die Frage nach dem *Warum*, d.h. den sozialen Ursachen für Übersetzungen, sowie die Interkulturalität, die den sozialen Kontexten der Übersetzer*innen inhärent ist (vgl. Pym 1998:ixf.).

Den Übersetzer*innen wird im ganzen Buch eine zentrale Position eingeräumt; sie sind der Dreh- und Wendepunkt, auf den sich die unterschiedlichen Kapitel immer wieder beziehen. Außerdem wird ihnen ein eigenes Kapitel gewidmet, in dem Pym einige für ihn grundlegende Herangehensweisen zu einer menschenzentrierten Übersetzungsgeschichte ausführt. Beispielsweise verwendet er das Wort ‚translators‘ stets im Plural, da die Singularform meist das diskursive Produkt ‚Translator*in‘ bezeichnet, und damit abstrakt und anonym ist. ‚Translators‘ hingegen werden als materielle Menschen aus Fleisch und Blut verstanden – obwohl diese Bedeutung weniger elegant erscheinen mag, ist sie die relevante, da schließlich nur leibhaftige Übersetzer*innen in die Geschichte eingehen können (vgl. Pym 1998:160f.).⁷ Körperliche Umstände können außerdem einen großen Einfluss auf die Lebensführung haben: So war

⁶ *Translators through History* wäre dementsprechend der historischen Kritik zuzuordnen und das Germersheimer Übersetzerlexikon, auf das ich später noch eingehen werde, ein Beispiel für archäologische Forschung. In meiner Arbeit will ich hingegen den interpretativen Ansatz verfolgen.

⁷ In diesem Zusammenhang betont Makarska (2014:60f.), dass Übersetzer*innenbiographien zur Entmetaphorisierung des Berufs und damit zur Sichtbarkeit in der Öffentlichkeit beitragen können: „Schließlich werden keine anderen Professionen derart poetisiert. Der Übersetzer als interkultureller Vermittler, als Fremder, Seiltänzer oder gar Flaneur sind eher eine Regel denn eine Ausnahme. Niemand kommt auf die Idee, einen Bäcker als Kulturvermittler, Taxifahrer als Entdecker oder Chirurgen als Seiltänzer zu beschreiben. Der Rückkehr des Übersetzers, der ‚Humanisierung der Translatologie‘ (Anthony Pym) würden weniger Metaphern und mehr interdisziplinäre biographische Studien auf jeden Fall gut tun.“

Martineau lange Zeit schwer krank und lebte deshalb zurückgezogen, außerdem war sie den Großteil ihres Lebens fast gehörlos.

Wichtig ist Pym (1998:161ff.) auch, dass diese real existierenden Übersetzer*innen „can do more than translate“. Der Diskurs über Translator*innen war in den letzten Jahrzehnten von einer ‚monoprofessionellen‘, spezialisierten Sichtweise geprägt; neben dem deskriptiven Fokus auf den Übersetzungen ist das ein weiterer Grund dafür, dass den anderen (beruflichen) Tätigkeiten von Translator*innen bislang wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Dabei sind es bei wichtigen Übersetzer*innen in der Geschichte (z.B. Martin Luther) oft gerade diese anderen Tätigkeiten, durch die sich überhaupt erst die Türen für ihre einflussreichen Übersetzungen öffneten:

[I]s it entirely by chance that some of the greatest translators, those with the most effective power to determine their own translations and to shape many others, were also translators who had numerous other professional activities? If we are interested in how translators, who sometimes seem entirely hemmed in by mighty causes beyond their control, can nevertheless become active causes of translations, the multiple nature of their employment might be a major key. Thanks to their status and competence in other professional activities, some translators gain considerably more social and intellectual power than they would otherwise have as just translators. On a more mundane level, part-time, sporadic or even hobby translating may well be associated with relative financial independence from target-side factors like clients, publishing markets and readerships. If this is so, ‘translation as a profession’, at least as understood as full-time long-term employment, could paradoxically restrict the ability of translators to challenge power structures. Some translators are active effective causes precisely because they do more than translate. (Pym 1998:163f.)

Dieser Punkt deutet in die Richtung dessen, was später von Meylaerts in Bezug auf Lahire elaboriert wurde. Wie bereits in Kapitel 1.2 angesprochen, sind die multiplen Leben von Translator*innen im Fall von Martineau besonders relevant; ihre berufliche Vielseitigkeit ist so offensichtlich, dass es klar unangebracht scheint, sie isoliert als ‚reine‘ Übersetzerin zu betrachten; aber auch in anderen Fällen lohnt ein Blick hinter die translatorischen Kulissen.

Des Weiteren betont Pym (1998:166ff.) die Wichtigkeit persönlicher Interessen von Translator*innen. Um Translator*innen als Menschen verstehen zu können, müsse man ihre Motivation für den Beruf erforschen – sei es die schlichte Liebe zur Tätigkeit, die emotionale Bindung zu einer bestimmten Kultur, die Hoffnung auf sozioökonomische Vorteile etc. Hier schließt sich der Kreis zu Chestermans Telos. Allerdings gibt es zu bedenken, dass sich Forschung in diesem Bereich zu sehr in Richtung Psychologie bzw. Psychoanalyse verlaufen und das Privatleben von Übersetzer*innen in übertriebenem, nicht mehr relevantem Maß breitgetreten werden könnte. Für eine zielführende Analyse müssen jedenfalls solche inneren Faktoren stets mit den breiteren gesellschaftlichen Kontexten, in die sie eingebettet sind, verknüpft werden (vgl. Pym 1998:171f.).

Translator*innen aus Fleisch und Blut haben nicht nur persönliche Interessen und zum Teil mehrere berufliche Tätigkeiten, sondern können sich auch bewegen bzw. reisen – aufgrund ihrer Sprach- und Kulturkenntnisse oft weiter oder leichter als andere Personen. Das bedeutet

zum einen, dass sie nicht einfach ‚in‘ einer Kultur leben und auf diese beschränkt sind, und zum anderen, dass sie Netzwerke auf mindestens zwei Arten nutzen können. So können sie sich in die ‚Peripherie‘ und ihre Übersetzungen von dort zurück ins Zentrum bewegen, oder aber sie ziehen in größere Städte und werden in deren bestehende Machtstrukturen integriert (vgl. Pym 1998:172). Auf Martineau trifft beides zu: Zunächst lebte sie in London und integrierte sich in Intellektuellenkreise; im Alter zog sie aufs Land, von wo ihre Literatur aufgrund ihres bereits bestehenden Netzwerks den Weg zurück ins Zentrum fand. Auch ihre Reisen hatten für ihr Schaffen große Bedeutung.⁸

Die Forderungen seines späteren Artikels *Humanizing Translation History*⁹ überschneiden sich inhaltlich stark mit denen aus *Method in Translation History*, gehen jedoch sozusagen einen Schritt weiter: Pym (2009:23ff.) schlägt „humanization“ als grundlegenden Zugang zur Übersetzungsgeschichte vor. Während die Betonung des Menschlichen in anderen Disziplinen oft eine Gegenreaktion auf die ‚kalte Postmoderne‘ darstellt, hält er sie in der Translationswissenschaft eher für eine Antwort auf die Unzufriedenheit mit der Illusion der objektiven Wissenschaft und die systembasierten Descriptive Translation Studies. Eine solche „humanization“ schließt das Bewusstsein über die Subjektivität sowohl des Forschungsgegenstands als auch der wissenschaftlichen Herangehensweise ein. Ähnlich wie bei Derridas Dekonstruktion könne man jedoch nicht von einem konkreten Handlungskonzept sprechen:

[H]umanization cannot be (or even seek to be) a strict method, perhaps an alternative objectivity, to be applied by all in order to ensure the same results are reached by all. Any humanization is bound to be self-consciously inadequate in terms of intersubjective uniformity, or too caught up in its own dialectic evolution to stop and formulate any method beyond common sense. [...] It is theory in the sense of an invitation to look. [...] Humanization could be [...] a general way of proceeding, of discovering things about the new world, of seeing what was hidden by a certain one-sided objectivity, rather than a formula for immediate and uniform application. (Pym 2009:24f.)

In Bezug auf ein Fallbeispiel seiner Forschung kritisiert er die verbreitete Perspektive, aus der vor allem streng methodische Forschung mit einer Menge Daten als wünschenswert gilt und menschliche Übersetzer*innen keinen Platz finden. In vielen Analysen werden alleine die Texte und deren Bearbeitungen als handelnde ‚Akteure‘ dargestellt, wodurch nicht erklärbar wird, warum Übersetzungen so sind, wie sie sind, wie die textuelle Ebene mit der sozialen Ebene zusammenhängt oder welche ethischen Dimensionen impliziert sind (vgl. Pym 2009:27ff.). Um dem entgegenzuwirken, stellt er zwei Grundprinzipien auf. Das erste Prinzip lautet „study translators, then texts“ (Pym 2009:30). Wenn nämlich zuerst nach Texten gegriffen wird, bringt das das Problem oppositioneller Seiten mit sich: Ausgangs- und Zieltext bzw. -kultur, hier und dort usw. werden einander für gewöhnlich diametral entgegengestellt. Diese Binarität ist

⁸ Siehe Kapitel 4.8 und 4.9.

⁹ *Humanizing Translation History* erschien gemeinsam mit Chestermans *The Name and Nature of Translation Studies* in der Zeitschrift *Hermes*. Thematischer Schwerpunkt der Ausgabe war der Fokus auf Übersetzer*innen; die Beiträge von Chesterman und Pym waren allerdings als einzige diesem Thema gewidmet.

methodologisch bedingt und wird zum Teil hinterfragt und theoretisch problematisiert, allerdings nicht ersetzt (vgl. Pym 2009:30f.). Stellt man den Menschen in den Mittelpunkt, ist das jedoch möglich:

A more radical step is to question whether our object of study need be a language product at all. If the here-or-there-border is a function of texts as translations, the overcoming of that border could involve looking at something else. Translators, the human producers of translations, might also be legitimate as object of knowledge. The history of translators is at least as valid an organizing principle as have been the various focuses on source-text authors, source texts or target-vs.-source languages, cultures or nations. (Pym 2009:31f.)

Ist diese Basis gegeben, sollte man versuchen, so viel wie möglich über die Personen und ihr Leben herauszufinden – was sich meist als schwierig herausstellt, wenn Translator*innen nicht auch auf eine andere Weise (wie auch Harriet Martineau) in Erscheinung getreten und damit bekannt geworden sind. Dabei ist es wichtig, mehrfache Loyalitäten zu verschiedenen Seiten und mehrfach vorhandene berufliche Diskurse anzuerkennen und diese miteinzubeziehen. Translator*innen stehen im Normalfall nicht auf einer einzelnen Seite, leben in einer professionellen Interkultur und bewegen sich, sowohl im konkret materiellen Sinn als auch im übertragenen kulturellen, diskursiven, professionellen. Dieser Gedanke wird im zweiten Prinzip „look for professional intercultures“ weitergesponnen. Dabei wird die professionelle Interkultur von Translator*innen als eigener Raum mit eigenen Strukturen und Dynamiken konzeptualisiert; die traditionelle Vorstellung nationen-/sprachgebundener Kulturräume rückt in den Hintergrund (vgl. Pym 2009:32ff.)

Bei einer Beschäftigung mit Translationsgeschichte kommt man neben Pym auch an Lieven D’hulst nicht vorbei. In *Why and How to Write Translation Histories* (2001:21ff.) plädiert er für die Wichtigkeit historischer Forschung innerhalb der Translationswissenschaft, die im Vergleich zu benachbarten Disziplinen weniger weit fortgeschritten ist. Dies führt er einerseits auf Desinteresse und andererseits auf eine mangelnde theoretische Basis zurück. Dabei sei alleine schon die Anzahl möglicher Forschungsgegenstände überwältigend, von denen er einige vorschlägt und mithilfe der Fragen der klassischen Rhetorik kategorisiert: *quis, quid, ubi, quibus auxiliis, cur, quomodo, quando* und *cui bono*. Für eine menschenzentrierte Forschung ist natürlich vor allem die Frage nach dem Wer (*quis*) relevant. Angeführt werden hier „[t]he translator’s intellectual biography (backgrounds in training, family, socio-economic, ideological and cultural profile), his/her translation concepts, explicit and implicit poetics, gender, etc.“ (D’hulst 2001:23), außerdem wird auf Simeoni und Bourdieus Habitus als Methode zur Beschreibung einzelner oder einer Gruppe von Translator*innen verwiesen. Damit wird auch deutlich, dass D’hulsts Fragen durchaus Pym’s Kategorie der interpretativen Forschung implizieren, auch wenn sie auf den ersten Blick in die ‚archäologische‘ Forschung zu fallen scheinen (vgl. Tahir Gürçağlar 2013:138).

Ein jüngerer Ansatz aus der Geschichtswissenschaft eröffnet ebenfalls die Möglichkeit, sich translationshistorisch mit einzelnen Übersetzer*innen zu beschäftigen: die sogenannte ‚microhistory‘, die von Levi (1991) und Ginzburg (1993) begründet wurde. Sowohl Adamo (2006) als auch Munday (2014) besprechen ihr Potential für den translationswissenschaftlichen Kontext. Bei mikrohistorischer Forschung stehen nicht wie ansonsten üblich abstrakte, institutionelle Zusammenhänge und Ereignisse im Vordergrund, sondern individuelle, oft als ansonsten irrelevant betrachtete Fälle in einem kleineren Rahmen. Untersuchungsgegenstände wie einzelne Akteur*innen oder Alltagserlebnisse werden detailliert analysiert und anschließend in einen größeren gesellschaftlichen Zusammenhang eingebettet. Auf diesen wird so ein neuer Blickwinkel geschaffen, was als gewinnbringender gesehen werden kann, als eine große Masse an sich wiederholenden Daten zu sammeln. Diese neue Art historischer Forschung gibt ‚Durchschnittsmenschen‘ oder bestimmten Gruppen den Platz, den sie in traditioneller Geschichtsschreibung nicht finden. Solche Gruppen sind z.B. Frauen, aber auch Translator*innen können zu marginalisierten Gruppen gezählt werden (vgl. Munday 2014:66f.). Das Beispiel Harriet Martineau ist hier nicht eindeutig zuordenbar: Einerseits war sie eine Frau und u.a. Übersetzerin, womit sie in zumindest diese beiden marginalisierten Gruppen fällt; andererseits war sie eine einflussreiche Persönlichkeit, die teilweise auch als solche wahrgenommen wird, und über die durchaus einiges an Sekundärliteratur existiert. Adamo (2006:85) merkt jedoch an, dass sogar sehr bekannte historische Figuren (als Beispiel nennt sie Galileo Galilei) mikrohistorisch untersucht werden können, wobei sich die Forschung in solchen Fällen auf bisher ignorierte, als unbedeutend eingestufte Zusammenhänge fokussiert. Selbst wenn die historische Persönlichkeit Martineau nicht grundlegend als ignoriert/marginalisiert kategorisiert werden würde, dann wohl zumindest ihre übersetzerische Seite bzw. einige Aspekte davon.

Im Grunde genommen gehen die meisten translationshistorischen Arbeiten bisher ohnehin in diese Richtung. Immerhin ist das am weitesten verbreitete Ziel, die von der traditionellen Geschichtsschreibung vernachlässigte Rolle der Translation zu erarbeiten und aufzuzeigen (vgl. Adamo 2006:85). So wird die Translation im Sinne Rundles zu einer alternativen Perspektive, die neue Zusammenhänge in der Vergangenheit offenbart. Insofern könnte man ableiten, dass jegliche Form von Translationsgeschichte – angesichts der generellen Marginalisierung ihres Untersuchungsgegenstands – mikrohistorische Forschung bedeutet.

Gerade diese Nichtbeachtung erschwert den Zugang zu relevanten Materialien jedoch erheblich. Zum einen gibt es kaum systematische Sammlungen wie Kataloge, Archive etc., die Translation gewidmet sind und in denen Informationen über bestimmte Translator*innen zu finden wären; zum anderen fängt das Problem oft bereits damit an, dass Translator*innen schwer identifizierbar sind und nur selten Aufzeichnungen über sie bzw. von ihnen existieren und aufbewahrt wurden. Während von manchen bekannteren Translator*innen sogar (Auto-)Biographien existieren, werden ‚durchschnittliche‘ vergessen und leben ‚nur‘ in ihren veröffentlichten Übersetzungen weiter (vgl. Adamo 2006:92; Munday 2014:77).

Wenn auffindbar, können in Bezug auf Übersetzer*innen Primärquellen wie etwa Manuskripte, Autobiographien, Briefe etc. als Analysematerial dienen: „Such primary sources are under-utilised in translation studies research, yet they are an indispensable resource for the investigation of the conditions, working practices and identity of translators and for the study of their interaction with other participants in the translation process.“ (Munday 2014:64) Munday (2014:65f.) betont, dass auch Ausgangs- und Zieltext Primärquellen darstellen und stellt damit einen Bezug zu den Descriptive Translation Studies her: Während Ausgangs- und Zieltext in den DTS das grundlegende Untersuchungsmaterial bilden und ‚extra-textuelles‘ Material wie (halb-)theoretische Statements, Kommentare von Übersetzer*innen oder anderen beteiligten Personen etc. für Toury (1995:65f.) subjektiv und unzuverlässig sind und daher nur mit Vorsicht behandelt werden sollten, sind bei einer mikrohistorischen Vorgehensweise gerade diese ‚extra-textuellen‘ Quellen unabdingbar:

Post-hoc accounts may reveal details of motivations that are irretrievable from more ‘objective’ textual analysis; interviews allow the researcher to probe matters that a subject may not otherwise think relevant; and other extra-textual material, such as archives, manuscripts and translator working papers, provides equally rich sources that are less overtly mediated. While requiring careful evaluation, such sources offer valuable testimony and more direct access to the working practices of the translator and can give crucial insights into both historical circumstance and translation. (Munday 2014:66)

Die Subjektivität ist also nicht per se problematisch; durch Interpretation und Diskussion solcher individuellen Erfahrungen werden jedenfalls neue Perspektiven geschaffen. Insofern kann sie auch als zusätzlicher Gewinn im Vergleich zu traditioneller Makrohistorie gesehen werden. Außerdem ist das Ergebnis mikrohistorischer Forschung meist breitenwirksamer, vermittelt ein ‚realistisches‘ Bild und verknüpft den Einzelfall mit dem soziohistorischen Gesamtbild. Auf diese Weise werden Einblicke sowohl in die Lebens- und Arbeitsbedingungen einzelner Translator*innen als auch in eine gegebene Translationskultur ermöglicht.

Auch Bastin (2006) ist der Meinung, die Geschichtsschreibung müsse breiter werden und mehr Platz für marginalisierte und ignorierte Literaturen und Translator*innen bieten. Hierbei hebt er ebenfalls die Wichtigkeit von Primärquellen und Subjektivität hervor. Die Betonung des Subjektiven bezieht sich dabei nicht nur auf das zu Erforschende, sondern auch auf die Forschenden selbst:

THERE IS SUCH A THING AS NECESSARY SUBJECTIVITY. Objective history is impossible, and would, in any event, be extremely boring. Interpretation implies subjectivity, as all the translation scholars cited in the literature review acknowledge, albeit to varying extents. The very choice of an object of study is a question of subjectivity. Even the organizational decision related to the research product, including the table of contents, notes, and even the publisher, are unquestionably the fruit of researchers personal and subjective visions.

It is our claim, therefore, that the essential and indispensable historiographical rigour of historical research must be accompanied by a subjectivity that reflects the nature of the object of study and that is, thus, itself a part of the method. (Bastin 2006:123, H. i. O.)

Die Akzeptanz und bewusste Integration von Subjektivität in der Wissenschaft kann zwar völlig unabhängig vom Forschungsbereich erfolgen; in diesem Fall erscheint sie aber besonders naheliegend. In diesem Sinne könnte man sagen, die Hinwendung zum Menschlichen als Gegenstand geht mit einer menschlichen Herangehensweise in der Forschung Hand in Hand – die von Pym geforderte Humanisierung findet auf beiden Ebenen statt.

1.4. Übersetzer*innenportraits

Trotz alledem hat sich die Übersetzer*innenforschung noch nicht wirklich etabliert, wie auch Boguna (2016:201f.) feststellt. Vor allem in historiographischer Hinsicht ist noch nicht viel vorhanden – bis auf wenige Ausnahmen beschränkt sich die Akteur*innenzentriertheit meist auf gegenwartsbezogene Arbeiten zu Berufsstand oder Ausbildung (vgl. Kelletat & Tashinskiy 2014:11). Bei anderen Beispielen wie etwa *Translators through History* ist vielmehr der Beitrag der Translator*innen für den Verlauf der Geschichte primär als die Personen selbst. Und wenn Personen im Vordergrund stehen, sind es vor allem Personengruppen, die mit soziologischen Ansätzen untersucht werden. Die Beschäftigung mit Übersetzer*innen als Individuen hat bisher kaum stattgefunden – und die wenigen Beispiele sind als Beiträge in verschiedensten Publikationen verstreut.

Das *Germersheimer Übersetzerlexikon* – mit den damit verbundenen Sammelbänden *Übersetzer als Entdecker* (2014) und *Übersetzerforschung* (2016) – ist ein aktuelles groß angelegtes Projekt, das dem entgegenwirken will. Es nähert sich einzelnen Übersetzer*innen durch einen werkbiographischen Zugang. Diese „Revitalisierung der literaturwissenschaftlichen Kategorie ‚Leben und Werk‘“ (Kelletat & Tashinskiy 2014:10) kann durchaus kritisch hinterfragt werden, da sie in der Literaturwissenschaft seit Roland Barthes’ *Tod des Autors* als veraltet und fragwürdig gilt. Dennoch sind biographische Fragen in einigen Fällen relevant und werden auch gestellt, vor allem wenn asymmetrische (Macht-)Verhältnisse (z. B. Zentrum/Peripherie, dominant/subaltern) eine wichtige Rolle spielen. Darunter fallen beispielsweise migrantische, postkoloniale, genderspezifische und Exil-Thematiken (vgl. Kelletat & Tashinskiy 2014:10f.). In dieser Hinsicht könnte ein solcher Zugang nicht nur rechtfertigbar, sondern sogar „ein durchaus wirksames, aber bisher übersehenes Mittel zur kritischen Aufnahme der Diskussion um Perspektiven und Deutungshoheiten im Hinblick auf die Literatur- und Übersetzungsgeschichte“ (Kelletat & Tashinskiy 2014:11) sein.¹⁰

¹⁰ Abgesehen von diesen Gründen, warum die Verknüpfung von Leben und Werk legitimiert werden kann, stellt sich meiner Meinung nach die Frage, ob die Translationswissenschaft nicht grundsätzlich eine andere Ausgangslage als die Literaturwissenschaft hat. In der Literaturwissenschaft war dieser Zugang lange Zeit zentral, und in der Folge hat sie sich davon abgewendet. Die Translationswissenschaft hingegen hat sich bisher kaum mit Leben und Werk von Übersetzer*innen beschäftigt. Auch sie wird sich möglicherweise wieder davon abwenden; doch um überhaupt ‚sterben‘ zu können, müssen Übersetzer*innen zuerst ‚geboren‘ werden. Außerdem sind Autor*innen auch in der Literaturwissenschaft nicht mehr ganz so ‚tot‘, wie sie es unmittelbar nach Barthes waren.

Die Arbeiten am Übersetzerlexikon begannen 2013, als im Rahmen einer Tagung die Frage aufkam, warum es für Schriftsteller*innen, Musiker*innen, Künstler*innen etc. Lexika gibt, aber nicht für Übersetzer*innen. Inspiriert vom schwedischen Übersetzer*innenlexikon, das in den Jahren davor entstanden war, ist das UeLEX eine digitale Sammlung von Artikeln zu Leben und Werk einzelner Übersetzer*innen inklusive einer umfassenden Bibliographie. Dabei geht es vorrangig um Literatur-Übersetzer*innen und bislang ausschließlich um Übersetzer*innen ins Deutsche (vgl. UeLEX 2017; Kelletat & Tashinskiy 2014:7ff.).

Der Leitfaden zur Erstellung von Übersetzer*innenportraits sieht folgende Unterteilung der Beiträge vor: *Wer*, *Was* und *Warum*, *Wie*. Das *Wer* soll einen Überblick über Lebensweg, Sprach- und Geobiographie der Übersetzer*innen enthalten, das *Was* und *Warum* einen Einblick in das übersetzerische Werk, und das *Wie* eine kritische Darstellung der „übersetzerischen Gesamtleistung“. Da das Projekt interdisziplinär ausgerichtet ist und eine essayistische Form explizit gefordert wird (vgl. UeLEX 2017b), ist in den biographischen Artikeln des Online-Lexikons und des Sammelbands *Übersetzerforschung* kaum translationswissenschaftliche Hintergrundliteratur eingebettet. Verweise erfolgen v.a. auf Primärquellen, es kommen keine spezifischen Methoden oder Modelle zum Einsatz und der Schreibstil klingt meist erzählerisch, sodass die Beiträge tatsächlich ‚lexikalisch‘ wirken.

Eine Ausnahme bildet Renata Makarska (2014, 2016) die in ihren Beiträgen ein Modell der Übersetzer*innenbiographie vorschlägt und an einem Fallbeispiel anwendet. Ihr Modell unterteilt sich in vier verschiedene Punkte: 1) Sprach- und Topobiographie, 2) Netzwerke, 3) Kritik, Rezeption, Selbsteinschätzung und -darstellung, 4) Kontext. Für Makarska (2016:216ff.) steht die Sprachbiographie an erster Stelle. Für deren Beschreibung bindet sie das ‚Vier-Sprachen-Modell‘ von Henri Gobard ein, das nicht den Mythos der einen ‚Muttersprache‘ bedient, sondern Sprachen unterschiedlichen Lebenskontexten zuordnet. Die Topobiographie umfasst sowohl räumliche als auch innerpersönliche Bewegungen; der Kontext meint u.a. die anderen (beruflichen) Tätigkeiten und deren wechselseitige Beeinflussung, im Sinne von Pym's „translators can do more than translate“. Aber auch sie bleibt, wie das gesamte *UeLEX*, überwiegend auf der ‚archäologischen‘ Ebene.

Im Bereich der interpretativen Übersetzer*innenportraits sieht es bislang noch düster aus. Ein Beispiel dafür, dass sie aber im Bereich des Möglichen liegen, ist die Fallstudie von Baibikov (2011). Sie bringt die professionelle Identitätsbildung einer japanischen Übersetzerin und die in ihren Übersetzungen sichtbaren unterschiedlichen translatorischen Entscheidungen in einen Zusammenhang mit den Veränderungen ihres persönlichen Lebens. Ihr Gebrauch des Identitätskonzepts und Meylaerts' in Kapitel 1.2 besprochene Einführung von Lahires Ansatz scheinen jedoch Ausnahmen zu sein.

1.5. Übersetzerinnen

Um sich der Person Harriet Martineau anzunähern, reichen eine menschenzentrierte und eine historische Herangehensweise nicht aus: Sie war eine Frau – und als solche in einer stark patriarchal geprägten Zeit erfolgreich –, was es notwendig macht, Geschlecht als zusätzliche Dimension miteinzubeziehen. Damit ist nicht gemeint, dass es thematisch im Vordergrund stehen soll; vielmehr sehe ich Geschlecht als eine Querschnittsmaterie, die immer berücksichtigt werden muss. Insofern spielt also eine feministische ‚Brille‘ in die Analyse hinein.

Dafür werden Konzepte und Ideen aus der feministischen Translationswissenschaft herangezogen. Seit ihrem Aufkommen in den 1970/80ern wurde Forschungsarbeit auf unterschiedlichsten Ebenen geleistet und dabei – entsprechend der allgemeinen Tendenz der Translationswissenschaft – eine Entwicklung von ‚kleineren‘ zu ‚größeren‘ Untersuchungsgegenständen durchlaufen. Zunächst beschäftigte frau sich vor allem mit der Macht von Sprache und der Überwindung sexistischer Diskurse durch Translation; inzwischen spielen auch soziologische Ansätze eine große Rolle und Parallelitäten zu bzw. Einflüsse von postkolonialen Theorien sind erkennbar. Im Folgenden werde ich die für diese Arbeit relevanten Aspekte kurz umreißen.

Ein wesentlicher Gedanke der feministischen Translationswissenschaft ist die Aufhebung der hierarchischen Opposition von ‚Original‘ und ‚Übersetzung‘. Diese kann mit der Geschlechterungleichheit in Verbindung gebracht werden, wie Chamberlain (1988) in ihrer Analyse der sexistischen Metaphorisierung von Translation zeigt. Auch Simon (1996:1) stellt diese Parallele fest:

“Woman” and “translator” have been relegated to the same position of discursive inferiority. The hierarchal authority of the original over the reproduction is linked with imagery of masculine and feminine; the original is considered the strong generative male, the translation the weaker and derivative female.

Traditionell werden also sowohl Frauen als auch Übersetzungen als minderwertig und bloß reproduzierend betrachtet. Aus der Sichtweise der feministischen Translationswissenschaft, die u. a. von Poststrukturalismus und Dekonstruktion beeinflusst ist, kann Translation allerdings unmöglich ‚treu‘ oder ‚äquivalent‘ sein, sondern bedeutet notwendigerweise eine Form der Neuschöpfung. In diesem Sinne wird sie von Reproduktion zu Produktion. Damit verschieben sich die Wertungen: Eine Übersetzung wird als vollwertiger Text gesehen, und ‚Untreue‘ stellt keinen Mangel, sondern höchstens eine bewusste Strategie dar (vgl. Godard 1990:90ff.; Arrojo 1994:158ff.) Wie Arrojo (1994) hervorhebt, bedeutet das für die Übersetzerin die Übernahme von Verantwortung und Autorität – die Übersetzerin ist gleichzeitig Autorin, und nur zur Treue sich selbst gegenüber verpflichtet. Zudem wird Translation als breites Konzept wahrgenommen und umfasst „imitation, adaptation, quotation, pastiche, parody – all different modes of rewriting; in short, all forms of interpenetration of works and discourses“ (Godard 1990:93).

Diese theoretischen Hintergründe sind für den vorliegenden Fall in mehrerlei Hinsicht relevant: Harriet Martineau war – auch in der traditionellen Auffassung – sowohl Autorin als auch Übersetzerin; ihre Comte-Übersetzung ist eine bewusst ‚untreue‘ Neuschöpfung; und andere ihrer Texte, die nicht als Übersetzungen kategorisiert werden, können mit einer breiten Sicht auf das Übersetzen durchaus als solche wahrgenommen werden.

Ein weiterer wichtiger Aspekt ist die Sichtbarkeit weiblicher/feministischer Übersetzerinnen. Zum einen bezieht sich das konkret auf die translatorische Praxis:

The feminist translator, affirming her critical difference, her delight in interminable re-reading and rewriting, flaunts the sign of her manipulation of the text. *Womanhandling* the text in translation would involve the replacement of the modest, self-effacing translator. Taking her place would be an active participant in the creation of meaning who advances a conditional analysis. Hers is a continuing provisionality, aware of process, giving self-reflexive attention to practices. The feminist translator immodestly flaunts her signature in italics, in footnotes – even in a preface. (Godard 1990:94)

Auch vor einer eingehenden Analyse kann Martineau anhand der bloßen Existenz ihrer Vorworte ‚womanhandling‘ zugeschrieben werden. Sie nimmt sich den Platz, um über ihre Arbeit zu reflektieren, und macht sich als selbstbewusste Frau und Übersetzerin sichtbar.

Zum anderen ist die Sichtbarkeit auch für die historische Ebene von wesentlicher Bedeutung. Die Übersetzungsgeschichte ist zu einem guten Teil auch eine Geschichte der Frauen; einerseits in der Hinsicht der ähnlichen Geringschätzung, andererseits war Übersetzen – gerade aufgrund dieser Geringschätzung – eine der wenigen intellektuellen Tätigkeiten, die Frauen ausüben durften (vgl. Adamo 2001:77). Von Flotow (1997:66ff.) nennt „Recovering ‘Lost’ Women Translators“ – also das Aufspüren und Sichtbarmachen von vergessenen, marginalisierten, ignorierten Übersetzerinnen der Vergangenheit – als wichtige Aufgabe der feministischen Translationswissenschaft.¹¹ Martineau kann wohl als eine solche ‚vergessene‘ Übersetzerin bezeichnet werden. Über die Disziplinengrenzen hinweg ist sie zwar keine völlig Unbekannte, aber auch außerhalb der Translationswissenschaft scheint ihr Status ihren Leistungen nicht gerecht zu werden, wie in Kapitel 2 zur Sprache kommen wird. Angesichts dessen, dass Frauen in der Geschichtsschreibung selten eine prominente Rolle einnehmen, ist das nicht weiter verwunderlich. In Bezug auf Übersetzerinnen in der Geschichte kommt jedoch zusätzlich zum Geschlecht noch die Marginalisierung von Translator*innen generell hinzu, wie Simon (1996:38) anmerkt:

¹¹ In Texten, die sich mit translationshistorischer Forschung, jedoch nicht explizit mit Frauen bzw. feministischen Inhalten beschäftigen, scheint dieser Aspekt kaum von Interesse zu sein. So zählt beispielsweise Santoyo (2006) mehrere Themen auf, denen seiner Meinung nach nicht genügend Beachtung in der Translationsgeschichte geschenkt wird, Übersetzerinnen finden sich jedoch nicht darunter. Das stellt auch Tahir Gürçağlar (2013:140) fest, die neben einigen anderen Punkten auch weibliche Übersetzerinnen und Leserinnen in der Liste der ‚blank spaces‘ ergänzt.

Although a great deal of research over the last decades has done much to unearth the previously neglected writing activities of women, the influence of translation has not been sufficiently stressed. Indeed, history has not been very mindful of translators, whatever their gender. If their names are remembered, it is rarely because of the task they have performed as cultural mediators but rather because of some other source of notoriety.

Davon kann abgeleitet werden, dass die Marginalisierungsmechanismen von Frauen und Translator*innen nicht nur vergleichbar sind, wie zu Anfang des Unterkapitels erläutert, sondern einander sogar verstärken. Im Sinne der Intersektionalität würde das bedeuten: Da Frauen unsichtbarer als Männer und Übersetzer*innen unsichtbarer als Autor*innen sind, sind weibliche Übersetzerinnen insgesamt am unsichtbarsten.

Dennoch scheint sich gerade auf diesem Gebiet einiges zu tun; die feministische Translationswissenschaft kommt ihrer selbst gestellten Aufgabe durchaus nach. Neben von Flotow und Simon sind weitere Beispiele u.a. bei Hannay (1985), Krontiris (1992), Stark (1999), Agorni (2005) und Dow (2007) zu finden.

1.6. Ein interpretatives Übersetzerinnenportrait

Alle diese besprochenen Ansätze geben Inspiration für ein Übersetzer*innenportrait, das nicht nur auf der ‚archäologischen‘ Ebene bleibt, sondern eine Interpretation dieser mit einschließt. Das bedeutet, ich will nicht nur herausfinden, wie Harriet Martineau als Übersetzerin war, sondern auch, was sie zu der Übersetzerin, die sie war, gemacht hat. Dabei soll die Analyse nicht ins Psychoanalytische abdriften, sondern in Anlehnung an Lahire/Meylaerts das Soziale im Individuum feststellen: Wie manifestieren sich ihre multiple Sozialisation und ihre unterschiedlichen Erfahrungen in ihrer übersetzerischen Persönlichkeit? Woher kommen ihre Handlungsdispositionen und Überzeugungen? Zu welchem Grad decken sie sich, zu welchem führen sie zu Asymmetrien und Widersprüchen? Welche Rolle spielen ihre unterschiedlichen Seiten, ihr Mehrfachleben? Welchen Stellenwert haben sie? Wie überlappen und beeinflussen sie einander, wo stehen sie miteinander in Konflikt? Inwiefern steuern ihre Mehrfachleben ihr Übersetzerinnendasein – ihre Position, ihre Selbstwahrnehmung, ihr übersetzerisches Handeln? Wie sieht ihr Telos aus und wie kommt er zustande? Wo liegen ihre Loyalitäten?

Welchen Einfluss hat ihr Körper (im materiellen Sinne Pym) in Bezug auf Beeinträchtigung, Krankheit und Alter, und im weiteren – sozial konstruierten – Sinn Geschlecht?¹² Welche Auswirkungen hat Geschlecht überhaupt auf ihre Sozialisation(en), ihr(e) Berufsleben, ihre Erfahrungen, ihr Fortkommen und ihre Selbstwahrnehmung als

¹² Wie Geschlecht wird auch körperliche Beeinträchtigung durch diskursive Praktiken sozial konstruiert (vgl. Schneider & Waldschmidt 2007). Martineau selbst spricht sowohl die soziale als auch die biologisch-materielle Komponente an (siehe Kapitel 4.2).

Übersetzerin? Wie macht sie sich sichtbar, wie setzt sie sich als Übersetzerin durch? Was machen Reisen, persönliche und berufliche Netzwerke und ihre professionelle Interkultur aus?

In den folgenden Kapiteln werde ich versuchen, diese Fragen möglichst umfassend zu beantworten.

2. Harriet Martineau und ihre Zeit

Um Martineau als Person, ihre Überzeugungen und Handlungen zu verstehen, ist es zunächst wichtig, die historischen Hintergründe zu kennen – vor allem in Bezug auf die Realitäten von Literatur, Übersetzung und Geschlecht. Danach folgt ein kurzer Überblick über ihr Leben sowie eine Darstellung der Forschung über Martineau und die Rezeption ihrer Leistungen in den unterschiedlichen Disziplinen.

2.1. Soziohistorische Rahmenbedingungen – das 19. Jahrhundert

Das 19. Jahrhundert war ein Jahrhundert des Umbruchs – zahlreiche politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Veränderungen gingen vonstatten. Besonders prägend war die industrielle Revolution mit ihren Auswirkungen: Die Wirtschaft florierte, die Bevölkerungszahl stieg rasant und durch Urbanisierungsprozesse lebte in der Mitte des Jahrhunderts bereits über die Hälfte der Menschen in Städten, was unter anderem zu einem Mangel an Infrastruktur und zur Verarmung der Unterschicht führte. Im Gegensatz zu einigen anderen Staaten wurde im Vereinigten Königreich durch mehrere politische Reformen eine größere Revolution verhindert; dennoch kam es immer wieder zu Unruhen und Bürger*innenbewegungen. Ein Beispiel dafür ist die Wahlrechtsreform von 1832, bei der das Wahlrecht zwar ausgeweitet wurde, allerdings nur in geringem Ausmaß und hauptsächlich zugunsten des Landadels und der bürgerlichen Mittelschicht. Dadurch kam die Chartistenbewegung auf, die u.a. für ein allgemeines Wahlrecht (für Männer) und Arbeiterschutzgesetze eintrat und für einige Aufstände verantwortlich war.

Von der langen und verhältnismäßig friedlichen Amtszeit Königin Victorias, die von 1837 bis 1901 dauerte, leitet sich die Bezeichnung ‚viktorianisches Zeitalter‘ ab; dennoch war die Politik weniger von ihr bestimmt als von den abwechselnden Regierungen der beiden Parteien, der konservativen Tories und der liberalen Whigs. Eine der zentralen politischen Diskussionen der Zeit war das Ausmaß der staatlichen Intervention in die Wirtschaft, ob und wie der wirtschaftliche Fortschritt den verschiedenen Bevölkerungsschichten zugutekam und wie mit Missständen umgegangen werden sollte. Auf der einen Seite standen die Befürworter*innen

staatlicher Eingriffe wie etwa der Korngesetze¹³, auf der anderen Seite das Laissez-faire-Prinzip und der Freihandel. Weitere Themen waren u.a. Status und Handeln des Vereinigten Königreichs als Kolonialmacht, der internationale Handel sowie die Stellung der Religion nach ihrer Herausforderung durch wissenschaftliche Erkenntnisse, insbesondere Darwins Evolutionstheorie. Viele dieser Debatten wurden nicht nur politisch, sondern auch kulturell-ästhetisch verhandelt, vor allem im Bereich der Literatur.

2.1.1. Literatur und Schriftstellerinnen

Die Literatur selbst befand sich ebenfalls im Umbruch. Literarische Gattungen und ihr Verhältnis zueinander wurden redefiniert – so löste ab der Mitte des Jahrhunderts der Roman die Lyrik als dominante Literaturform ab und erstmals wurden mehr Romane als religiöse Texte veröffentlicht. Die Übergänge zum ‚sage discourse‘ (nichtfiktionale Texte viktorianischer Gelehrter) waren teils fließend. Von den Autor*innen wurde eine diskursive Positionierung zu den gesellschaftlichen Veränderungen erwartet, weshalb sich soziale Gegebenheiten und Dynamiken oft unmittelbar in der Literatur widerspiegelten. Das Publikum wuchs stetig; auch Menschen aus zuvor literaturfernen Kreisen begannen zu lesen, was zu der Ansicht führte, dass das Publikum nicht mehr nur unterhalten, sondern auch belehrt werden sollte. Dieser pragmatische Zugang ist auch an der Art der Rezensionen erkennbar: Der Fokus lag in erster Linie auf der Wirkung des Textes auf die Leser*innen (vgl. Mergenthal 2004:11ff.). Die Verantwortung der Schriftsteller*innen gegenüber der Gesellschaft wuchs also, und vor allem Romane als „Möglichkeitsräume, in denen gesellschaftliche Prozesse nicht nur nachgezeichnet, sondern alternative Gesellschaftsmodelle imaginiert werden können“ (Mergenthal 2004:13) spielten eine immer zentralere Rolle.

Eine noch nicht angesprochene, aber wesentliche gesellschaftliche Frage der Epoche, die ebenfalls große Bedeutung für die Literatur hatte, war die sogenannte ‚woman question‘, die Position und Rolle der Frau. Das 19. Jahrhundert war sehr stark patriarchalisch geprägt; das kulturell dominante Modell betrachtete Frauen und Männer als verschiedene Wesen mit unterschiedlichen bzw. komplementären Eigenschaften und Verhaltensweisen. Der gesellschaftliche Raum war hierarchisch zweigeteilt: Der öffentliche Raum galt als jener der Männer, der häuslich-private Bereich als jener der Frauen, wofür sich der Begriff des ‚Angel in the House‘ als Sinnbild etabliert hat. Dieser ‚Angel in the House‘ war nicht völlig machtlos, sondern barg auch ein gewisses Emanzipationspotential: Da Frauen Männern als moralisch überlegen galten, konnte eine „Verpflichtung zur Intervention im öffentlichen Raum abgeleitet

¹³ Die Korngesetze sahen hohe Zölle und Verbote für den Import von Getreide vor. Damit wollte die Tory-Regierung dem Rückgang des heimischen Getreideanbaus entgegenwirken und ihr Stammklientel, den Landadel, besänftigen.

werden“ (Mergenthal 2004:19). Dennoch steht die klare Differenzierung und Hierarchisierung der Geschlechter zweifellos im Vordergrund. In diesem Kontext organisierte sich zunehmend eine viktorianische Frauenbewegung, die gegen die zahlreichen rechtlichen und sozialen Benachteiligungen der Frau kämpfte.

„When I was young, it was not thought proper for young ladies to study very conspicuously ; and especially with pen in hand“, schreibt Harriet Martineau in ihrer Autobiographie (AB:77)¹⁴; stattdessen sollten Mädchen und junge Frauen lieber nähen oder höchstens musizieren. Schriftstellerinnen fielen also aus der für sie vorgesehenen Rolle, was sie in manchen Fällen dazu bewog, unter einem männlichen Pseudonym zu publizieren, wie etwa Charlotte Brontë als ‚Currer Bell‘ oder Mary Anne Evans als ‚George Eliot‘. Wie Mergenthal (2004:22ff.) beschreibt, erfuhr das viktorianische Zeitalter dennoch eine ‚Feminisierung‘ der Literatur und einen überproportionalen Anstieg der Zahl weiblicher Schreibender. Viele verarbeiteten die Geschlechterdebatte auch in ihren Texten, wobei sie sich nicht immer feministisch, sondern teilweise durchaus antifeministisch positionierten und so die Breite des gesellschaftlichen Meinungsspektrums widerspiegeln. Grundsätzlich hatten Schriftstellerinnen stets mit Sanktionen zu rechnen: Abgesehen davon, dass sie die sozialen Konventionen bereits durch den bloßen Umstand, mit ihren Texten in die Öffentlichkeit zu gehen, verletzen, waren Inhalte, Gattungen und Formen dichotomisch den Geschlechtern zugeordnet. Während Männern ‚erhabene‘ Themen zugestanden wurden, wurde weibliche Autorinnenschaft über ihre Abweichung von der kanonischen männlichen Literatur definiert und hatte sich mit ‚schönen‘, ‚weiblichen‘ Themen und Formen zu beschäftigen. Beispielsweise galten lyrisch-expressive Formen wesentlich geeigneter für Schriftstellerin als etwa der

sage discourse, in dem der viktorianische Gesellschaftskritiker Stellung zu den drängenden Fragen seiner Epoche nimmt, [da er] für potentielle weibliche *sages*, die sich ja ebenfalls einer Rhetorik der autoritativen Geste bedienen müssen, besonders mit dem Stigma der Unweiblichkeit behaftet ist. (Mergenthal 2004:26f.)

Martineau, die sich zu allerlei ‚männlichen‘ Themen äußerte, verletzte also auch so die gesellschaftliche Konvention, ebenso wie durch das Schreiben einer Autobiographie, was damals für Frauen sehr ungewöhnlich war. Ihre journalistische Tätigkeit ist in dieser Hinsicht zweiseitig zu sehen: Einerseits galten nichtfiktionale Texte als Männerdomäne, andererseits hatte sich der Journalismus als neues Berufsfeld noch nicht klassen- und geschlechtsspezifisch etabliert, wodurch es Frauen zumindest für eine gewisse Zeit möglich war, ohne große Widerstände zu publizieren (vgl. Mergenthal 2004:138f.).

¹⁴ In den Verweisen kürze ich die Primärquellen wie folgt ab: „AB“ für den ersten Band von Martineaus Autobiographie, „AB2“ für den zweiten Band der Autobiographie, „PP“ für die *Positive Philosophy*, und „IPE“ für die *Illustrations of Political Economy*.

2.1.2. Übersetzen und Übersetzerinnen

Nachdem im 18. Jahrhundert die Nationalsprachen immer wichtiger geworden waren und Latein als Schriftsprache verdrängt hatten, wurde mehr und mehr übersetzt; so war im 19. Jahrhundert bereits ein fruchtbarer Boden für Übersetzungen vorhanden. Diese waren – im Vergleich zum heutzutage dominanten Übersetzungsverständnis – oft sehr ‚frei‘, wofür mehrere Faktoren ausschlaggebend waren. Wie Forget (2010:655) ausführt, war das Urheber*innenrecht erst in einem geringen Ausmaß institutionalisiert, wodurch ‚Piraterie‘ von literarischen Werken auf internationalem Level an der Tagesordnung stand. Das bedeutete für Übersetzungen, dass Original-Autor*innen und Herausgeber*innen keine rechtliche Handhabe bezüglich des Inhalts von Übersetzungen hatten und manchmal nicht einmal über die Veröffentlichung einer Übersetzung informiert wurden. Dadurch hatten Übersetzer*innen fast uneingeschränkte Freiheit in ihren translatorischen Entscheidungen, nicht nur in Bezug auf den Stil, sondern auch auf den Inhalt ihrer Übersetzung. Sie konnten also relativ problemlos beliebig weit von der Intention des Originaltexts abweichen, was sie auch tatsächlich oft taten. Der Maßstab für die Qualität einer Übersetzung bezog sich nicht auf ‚Treue‘, ‚Schönheit‘ o.Ä., sondern – analog zum zuvor beschriebenen pragmatischen Zugang zur Literatur – vielmehr auf ihre Wirkung und Verbreitung.

Einen weiteren Faktor sieht Scholl (2011:4f.) im wechselseitigen Einfluss zwischen Kirche und Übersetzung. Die ‚heilige Äquivalenz‘, die ihre Wurzeln in der Bibelübersetzung hatte, verlor mit der aufkommenden Bibelkritik im 19. Jahrhundert an Bedeutung. Der Autoritätsverlust der Kirche wiederum war einerseits auf neue Erkenntnisse der Wissenschaft und andererseits auch auf die deutsche Bibelkritik und ihre Übersetzungen zurückzuführen. Übersetzer*innen wie George Eliot, die u.a. Feuerbach übersetzte, „were ‘not merely exploring unknown cultural territories’, but ‘changing the perspectives of their own communities’ toward the sacredness not only of the text, but of religion itself“ (Scholl 2011:5, mit Verweis auf Delisle & Woodsworth 1995:191).

Zudem machten Werke über politische Ökonomie, Wissenschaft und Philosophie einen großen Teil des Markts aus. Da allerdings deren Hauptvertreter*innen und andere Intellektuelle die Originalsprache meist verstanden, zielten Übersetzungen oft auf ein breiteres Publikum als die Originalversion ab. Übersetzen war ein wichtiges Mittel der Popularisierung und dementsprechend wurden translatorische Entscheidungen zielgerichtet und vom Original losgelöst getroffen (vgl. Forget 2010:653).

Bei Forget (2010), die sich mit mehreren Fallstudien solcher Übersetzungen und ihrer Übersetzerinnen auseinandersetzt, wird deutlich, dass sich damit auch die Möglichkeit für Frauen eröffnete, am wissenschaftlichen und politischen Diskurs der Zeit zu partizipieren. Grundsätzlich waren kaum Frauen in Wissenschaft und Politik aktiv, und auch das Übersetzen war eine männerdominierte Tätigkeit; dennoch sind in diesem Bereich einige bemerkenswerte

Übersetzungen von Frauen zu finden, die nahelegen, dass Frauen das Übersetzen und Popularisieren von Texten unter anderem als niederschweligen Zugang zur wissenschaftlichen bzw. politischen Teilhabe nutzten. Diese Methode der Partizipation ist bereits aus der (weiblichen) Translationsgeschichte bekannt – immer wieder übersetzten Frauen bedeutende Texte vor dem Hintergrund eines größeren Ziels, eines Telos:

The fact that [...] these women combined their interest in translation with progressive social causes is more than coincidental; they understood that the transmission of significant literary texts was an essential, not an accessory, cultural task. The translation of key texts is an important aspect of any movement of ideas. This is evident for first-wave-feminism and for the causes to which it was allied, especially the anti-slavery movement in the eighteenth and nineteenth centuries. (Simon 1996:40)

Das Geschlechterverhältnis bei Übersetzer*innen veränderte sich in der viktorianischen Zeit ähnlich wie das der Autor*innen generell: Wie Stark (2006:125f.) feststellt, bildeten Männer zwar noch eindeutig die große Mehrheit der Übersetzer*innen, der Frauenanteil stieg im Laufe des Jahrhunderts jedoch signifikant. Dabei ist – wiederum analog zur Literatur allgemein – eine Tendenz zur dichotomen Aufteilung in ‚weibliche‘ bzw. ‚männliche‘ Inhalte und Sprachen zu beobachten: Frauen übersetzten eher fiktionale, historische und religiöse Werke aus Nationalsprachen wie Französisch oder Deutsch, während klassische Sprachen wie Latein oder Griechisch und Texte aus dem orientalischen Raum Männern vorbehalten waren. Übersetzerinnen stammten für gewöhnlich aus der Mittel- oder Oberschicht, hatten ein hohes Maß an Bildung und bewegten sich in intellektuellen Kreisen; oft entschieden sie sich für anspruchsvolle Texte. Andere wiederum waren finanziell von ihren Übersetzungen abhängig, weshalb sie sich Strategien zurechtlegen mussten, um sich im männerdominierten Literaturgeschäft durchzusetzen. Damit ging – auch in unternehmerischer Hinsicht – eine starke Professionalisierung einher, die unter anderem dazu führte, dass viele Übersetzerinnen immer wieder über ihre Arbeit reflektierten.

Auf der Basis einiger solcher Reflexionen von Übersetzerinnen des 19. Jahrhunderts geht Stark (1999, 2006) der Frage nach, ob das Übersetzen für diese Frauen eine traditionelle weibliche Beschäftigung – im Sinne des ‚Angel in the House‘ – oder im Gegenteil eine professionelle, ‚männliche‘ literarische Aktivität darstellte. Während andere Forscher*innen den Übersetzerinnen ohne großes Zögern subversives Handeln zuschreiben (vgl. Flotow 1997:70), zeigt Stark die Ambivalenz der Angelegenheit auf:

Even women who grew up in a liberal and intellectually stimulating environment, which enabled them to study a wide range of subjects including the languages they needed in order to translate, were likely to have experienced a bias against expressing their opinions in public or engaging in literary creation. Translation, as opposed to independent authorship, might thus be a sign of conformity with traditional values. Its ancillary nature allowed those who so desired to shy away from public recognition. At the same time, however, it could be seen as highly skilled and at times creative work. The ambivalence inherent in the process of translation, its simultaneous derivativeness and originality, was particularly significant for female translators; the double-sidedness of the task encouraged many women who might otherwise not have become writers to develop their talents in this field. (Stark 2006:126)

Wie in den translatorischen Entscheidungen und Metatexten der betreffenden Übersetzerinnen erkennbar ist, betrieben sie das Übersetzen sowohl als „a specifically female flight from public recognition“ (Stark 1999:37) als auch als eine selbstbewusste schöpferische Tätigkeit. Ein Beispiel für weibliche Zurückhaltung ist Sarah Austin, eine Cousine von Harriet Martineau, die sich in ihren Vorworten und Briefen immer wieder selbst kleinredet, ihre Leistung als weniger wertvoll bezeichnet als die von Männern bzw. Autoren und versucht, jegliche Spuren von kreativer Eigenleistung zu verwischen oder zu verneinen. Sie sah es als „peculiar and invaluable privilege of a translator, as such, to have no opinions“ (Austin 1836, zit. n. Stark 1999:38) und hatte keine Bestrebungen, als Originalautorin aktiv zu werden. Andere wiederum sahen das Übersetzen als Vorbereitung für ein späteres Autorinnendasein, u. a. George Eliot und Harriet Martineau, wobei Martineau im Gegensatz zu Eliot das Übersetzen nicht fallenließ, nachdem sie sich erfolgreich als Schriftstellerin etabliert hatte. Mit ihrer Comte-Übersetzung zeigt Martineau außerdem die fließenden Grenzen zwischen Übersetzer*innen- und Autor*innenschaft auf. Deutlich wird diese auch bei Eleanor Marx Aveling, Karl Marx’ Tochter, die in ihren Übersetzungen und anderen Schriften klare politische Positionen bezog und diese in enger Verbindung mit den Bewegungen (z. B. der sozialistischen) standen, die sie unterstützte. Doch auch Austin selbst handelte widersprüchlich zu ihren Überzeugungen: Erstens sind in ihren Übersetzungen durchaus starke Abweichungen von den Originalen zu finden, und zweitens schrieb sie sowohl viele Rezensionen für Zeitschriften als auch lange Vorworte zu ihren Übersetzungen, in denen sie sich den Raum nahm, um über ihre Arbeit zu reflektieren (vgl. Stark 2006:127ff.). Zudem ist auch bei ihr das Bewusstsein über ihre Macht, über den Einfluss ihrer Selektion auf die Verbreitung und Wirkung von Büchern erkennbar. Wie andere Übersetzerinnen ihrer Zeit ‚rutschte‘ sie also – wenn auch unbeabsichtigt – zumindest teilweise aus der traditionellen Frauenrolle in den literarischen Professionalismus (vgl. Stark 1999:39ff.).

Diese Widersprüchlichkeit spielt ebenso beim Travel Writing eine Rolle. Einerseits ist bereits das Bereisen fremder Länder ein Schritt ‚out of the house‘ – „[a]fter all, roaming the world and learning foreign languages was, in many ways, less compatible with female domestic duties than novel writing“ (Stark 1999:32f.). Das gilt gewissermaßen auch für das Übersetzen selbst, da es die Begegnung mit fremden Kulturen ebenfalls einschließt (wenn auch ohne die physische Komponente) und das Erlernen fremder Sprachen voraussetzt. Andererseits ist in beiden Fällen bereits eine Struktur vorhanden – im Falle der Reiseliteratur die empirischen Beobachtungen der Schreibenden –, womit Frauen die Möglichkeit haben, zu schreiben ohne sich notwendigerweise als eigenständige Autorin fühlen zu müssen (vgl. Stark 1999:33f.).

Die Frage, ob die Übersetzerinnen der Zeit das Bild des ‚Angel in the House‘ lebten oder im Sinne Virginia Woolfs ‚töteten‘, kann also nicht eindeutig geklärt werden. Für David (1987:x) ist dieser Konflikt generell für intellektuelle Frauen in der viktorianischen Zeit zentral; sie spricht von einem ständigen Spannungsverhältnis zwischen „both the resistance to, and the compliance with, the hegemony of a male-dominated middle-class culture“, das das Leben und

Werk weiblicher Intellektueller kennzeichnete. Eine differenzierte Sichtweise scheint also unerlässlich. In welchen Punkten Martineau die für sie vorgesehene Geschlechterrolle bedient bzw. überwindet, wird einen Aspekt der späteren Analyse darstellen.

2.2. Kurzbiographie¹⁵

Harriet Martineau wurde 1802 als sechstes von acht Kindern einer mittelständischen Familie französisch-hugenottischen Ursprungs in Norwich, England, geboren. Ihre Eltern, ein Textilfabrikant und eine Hausfrau, vertraten einen progressiven unitarischen Glauben und ermöglichten sowohl ihren Söhnen als auch ihren Töchtern eine umfassende Grundbildung. Harriet wurde zuhause (von älteren Geschwistern und Hauslehrer*innen) und zeitweise in Schulen unterrichtet, was damals – vor allem für Mädchen – nicht selbstverständlich war.

Sie durchlebte eine unglückliche Kindheit, die von vielen Krankheiten, Ängsten und ständiger Nervosität geprägt war. Neben ihrem bereits von Geburt an fehlenden Geruchs- und Geschmackssinn verlor sie außerdem ab dem Alter von zwölf Jahren zunehmend ihr Gehör. Ausgleich und Halt fand sie vor allem beim Lesen und in der Religion, wodurch sie bereits sehr früh einerseits fanatisch religiös und andererseits erstaunlich gut gebildet war. Sie las u.a. Shakespeare, Milton, Malthus, Austen, Wollstonecraft und Wordsworth. Besonders wichtig waren ihr v.a. die Werke von David Hartley und Joseph Priestley, deren Philosophien ein Grundgerüst für ihre intellektuelle Entwicklung boten. Sie entwickelte eine Liebe zu Sprachen und lernte Latein, Griechisch, Italienisch, Französisch und Deutsch. Einen Großteil ihrer Zeit verbrachte sie zurückgezogen, um zu lesen, zu schreiben und zu übersetzen.

Als 21-Jährige veröffentlichte sie in der unitarischen Zeitschrift *Monthly Repository* ihren ersten Artikel *On Female Education*, womit ihre Schreibkarriere begann. Ab diesem Zeitpunkt schrieb sie viele Artikel, Geschichten und Gedichte für das *Monthly Repository*, die sich vorwiegend mit philosophischen, sozioökonomischen und politischen Fragen beschäftigten. In der Zwischenzeit legte sie durch das viele Lesen ihren unitarischen Glauben zugunsten einer metaphysischen, deterministischen Haltung ab. Nachdem der Tod ihres Vaters 1826 die Familie in die Armut stürzte, beschloss sie nach einer kurzen Zeit als Näherin, ihren Lebensunterhalt mit dem Schreiben zu verdienen. Unter anderem vom Gewinn eines Schreibwettbewerbs beflügelt startete sie ihr erstes großes literarisches Projekt: die *Illustrations of Political Economy*. In 25 moralistisch-didaktischen Erzählungen, die von 1832 bis 1834 erschienen, klärte sie ihre Leser*innen über die Funktionsweise wirtschaftlicher Gesetze auf. Fast zeitgleich schrieb sie zwei weitere Reihen in ähnlichem Stil, *Poor Laws and Paupers Illustrated* sowie *Illustrations of Taxation*.

¹⁵ Die Basis für dieses Unterkapitel bilden Harriet Martineaus Autobiographie (1877), die Website der Martineau Society (2017) sowie der Artikel von Susan Hoecker-Drysdale (1998).

Vor allem die *Illustrations of Political Economy* wurden zu einem Riesenerfolg; nur von wenigen anderen Büchern wurden im 19. Jahrhundert ähnlich viele Exemplare verkauft. Martineau wurde finanziell unabhängig, bekannt und zog arbeitsbedingt nach London, wo sie in Intellektuellen- und Politikerkreisen verkehrte. Ihr Netzwerk erweiterte sich ständig, sie kannte nahezu alle wichtigen britischen Persönlichkeiten ihrer Zeit. Unter anderem stand sie einigen Politikern der liberalen Whigs nahe, von denen manche sie baten, mit ihren Texten die Bevölkerung auf geplante Gesetze vorzubereiten oder sich sogar inhaltliche Anregungen von ihr holten. Auch unabhängig davon nahm sie an den politischen Debatten der Zeit teil und äußerte sich beispielsweise zu den Korn- und Armengesetzen, sprach sich für den Freihandel, gegen Monopole, für Frauenrechte oder gegen Sklaverei aus. Mit ihren Ansichten machte sie sich nicht nur Freund*innen: So waren ihr beispielsweise der russische und der französische König, die ihre Bücher extra übersetzen ließen, nach der Lektüre nicht mehr wohlgesonnen; Russland und Österreich verhängten sogar ein Einreiseverbot über Martineau.

Ideologisches Anecken war auch ein zentraler Bestandteil ihrer zwei Jahre dauernden Amerikareise. Sie machte sich 1834 auf den Weg, um einerseits im weniger luxuriösen Reiseleben Erholung zu finden, und um andererseits die noch junge Demokratie der USA in ihrer Funktionsweise kennenzulernen und zu verstehen, vor allem in Hinblick auf die Gleichheit von Rassen und Geschlechtern. Dabei machte sie sich als bekennende Gegnerin der Sklaverei in Teilen der Bevölkerung äußerst unbeliebt und reiste sogar immer wieder unter Lebensgefahr. Kontakte zu anderen Abolitionist*innen blieben ihr für ihr restliches Leben, u. a. der zu Maria Weston Chapman, die eine enge Freundin Martineaus wurde und posthum ihre Autobiographie herausgab. Nach ihrer Rückkehr veröffentlichte Martineau 1837 das Buch *Society in America*, in dem sie ihre Reisebeobachtungen in Form einer Kritik des Spannungsverhältnisses zwischen den selbstaufgelegten Prinzipien der US-amerikanischen Gesellschaft und deren tatsächlichen (Nicht-)Anwendung im alltäglichen Leben festhielt. 1838 folgten *How to Observe Morals and Manners*, in dem sie ihre Methoden der Beobachtung genauer darlegte, sowie *Retrospect of Western Travel*, ein populäreres Buch, in dem sie ihre Reiseerinnerungen in weniger abstrakte, unterhaltsame Geschichten verpackte.

Danach schrieb sie ihren ersten Roman, *Deerbrook* (1839), der im Gegensatz zu vielen anderen literarischen Publikationen der Zeit nicht das Leben der Lords und Ladies, sondern das von ‚durchschnittlichen‘, mittelständischen Menschen thematisierte. Auf einer ihrer Reisen durch Europa verschlechterte sich ihr Gesundheitszustand drastisch; zurück in England wurde ihr ein Gebärmuttertumor diagnostiziert, weswegen sie sich anschließend für fast sechs Jahre nach Tynemouth zurückzog und auf ihr Sozial- und Arbeitsleben weitgehend verzichtete. Dennoch entstanden in dieser Zeit einige weitere Werke, u. a. *The Hour and the Man* (1841), ein historischer Roman über Toussaint Louverture, den Anführer der Haitianischen Revolution, *The Playfellow* (1841), eine Sammlung moralistischer Kindergeschichten, und *Life in the Sick-Room* (1844), das sich mit Krankheit und der Beziehung zwischen Pfleger*innen und

Patient*innen auseinandersetzt. Da ihre medizinische Betreuung keine Wirkung zeigte, unterzog sich Martineau einer Mesmerismus-Behandlung und glaubte sich dadurch geheilt. Ihre Überzeugungen von der Effektivität dieser umstrittenen Methode veröffentlichte sie in Form der *Letters on Mesmerism*, woraufhin sich viele Freund*innen und Familienmitglieder von ihr abwandten.

Mit wiedererlangten Kräften kaufte sie 1846 ein Grundstück im ländlichen Ambleside im nordenglischen Lake District und baute dort ein Haus. Darauf folgte eine siebenmonatige Reise in den Nahen Osten, aus der das Buch *Eastern Life, Present and Past* (1848) resultierte, in dem sie die historischen Ursprünge der großen Religionen verarbeitete und zum Fazit kam, dass diese einander grundlegend stark ähneln. Zu diesem Thema unterrichtete sie auch die Arbeiter*innen in ihrem Dorf; nach und nach griff sie die unterschiedlichsten Wissensgebiete auf und hielt Kurse dazu ab. Währenddessen schrieb sie einige weitere Bücher, am bedeutendsten davon *The History of England during the Thirty Years' Peace*, eine Abhandlung über die jüngere britische Geschichte. 1851 erschien ihr umstrittenstes Werk, *Letters on the Law of Man's Nature and Development*. In den Briefen beschrieben sie und ihr enger Freund Henry George Atkinson ihre agnostischen, materialistischen und positivistischen Ansichten und sprachen sich für die Überlegenheit der Wissenschaft gegenüber der Religion aus, was einmal mehr den Bruch mit vielen Bekannten – auch mit Martineaus Bruder James, inzwischen einflussreicher Theologe und Religionsphilosoph – nach sich zog.

1852 wurde sie Leitartikelschreiberin für die *Daily News*, für die sie – neben vielen Beiträgen zu anderen Zeitschriften – in den folgenden 16 Jahren über 1500 Beiträge schrieb. Zur gleichen Zeit arbeitete sie an ihrer Übersetzung von Auguste Comtes Hauptwerk *Cours de Philosophie Positive*, die 1853 unter dem Namen *The Positive Philosophy of Auguste Comte. Freely Translated and Condensed by Harriet Martineau* veröffentlicht wurde. Sie komprimierte das Original von sechs Bänden auf zwei und bearbeitete es inhaltlich und stilistisch stark. Ihre Übersetzung wurde so erfolgreich, dass sie nicht nur bis heute die Standardübersetzung blieb, sondern auch Comte selbst ihre Version ins Französische rückübersetzen ließ, um sie fortan im Unterricht mit seinen Studierenden zu verwenden.

Da ihr Tumor, von dem sie sich geheilt geglaubt hatte, größer geworden war, verschlechterte sich im Jahr 1855 ihr Gesundheitszustand so stark, dass sie mit einem baldigen Tod rechnete. Daher schrieb sie innerhalb von nur drei Monaten ihre Autobiographie, lebte aber danach noch etwa zwanzig Jahre weiter. In diversen Medien äußerte sie sich zu verschiedensten politischen und sozialen Themen, wobei vor allem der Kampf für Frauenrechte viel Platz einnahm. 1866 beteiligte sie sich an der Petition für das Frauenwahlrecht; in den Folgejahren verfasste sie eine Artikelserie, die sich gegen die *Contagious Diseases Acts* wandte – Gesetze zur Bekämpfung von Geschlechtskrankheiten, die (vermeintliche) Prostituierte kriminalisierten und über deren Kunden hinwegsehen. Danach gab sie das Schreiben krankheitsbedingt auf und wurde immer schwächer, bis sie schließlich 1876 in ihrem Haus in Ambleside starb.

2.3. Die vielen Seiten von Harriet Martineau – Forschung & Rezeption

Die Person Harriet Martineau ist schwer zu kategorisieren. Ihr Leben und Werk weist eine derartige Vielfalt auf, dass sie aus sehr unterschiedlichen Perspektiven untersucht und von mehreren wissenschaftlichen Disziplinen als wichtige Figur reklamiert werden kann. Genau auf dieser Tatsache baut der neueste Sammelband über sie, *Harriet Martineau and the Birth of Disciplines: Nineteenth-century intellectual powerhouse* (2017), auf. Den Herausgeberinnen zufolge ist er der „first fully comprehensive overview of Harriet Martineau’s contribution to the disciplines, both within her own lifetime, and subsequently, into the 20th and 21st centuries“ (Sanders & Weiner 2017:6); behandelt werden u. a. ihre Beiträge zu Journalismus, fiktionaler und nichtfiktionaler Literatur, politischer Ökonomie, Soziologie, Psychologie, Volksbildung, Geschichtsschreibung, Feminismus, Reisen und Reiseliteratur.¹⁶ Möglicherweise ist diese Interdisziplinarität sogar ein Mitgrund für das lange wissenschaftliche Desinteresse an Martineaus Person, das in starkem Widerspruch zu ihrer Prominenz zu Lebzeiten steht – in ihren Werken sind verschiedene Themen derart miteinander verwoben, dass sie z. B. nicht als ‚rein‘ historisch oder soziologisch einordenbar sind: „This resulted in Martineau’s being termed a ‘miscellaneous’ writer for much of the twentieth century, trivializing her achievement in multiple fields of discourse [...].“ (Easley 2017:116) Erst kürzlich wurde mit der Aufarbeitung dieser Defizite begonnen. Ermöglicht wurde das vor allem durch die Anstöße aus der feministischen Forschung und die verbesserte Zugänglichkeit von Quellen, etwa durch die Digitalisierung vieler ihrer Werke oder die Sammlung und Veröffentlichung ihrer Briefwechsel (vgl. Sanders & Weiner 2017:5f.). Die Martineau-Forschung ist aktueller denn je, wie u. a. Sanders’ und Weiners Band beweist. Ob ihr interdisziplinärer Blick für zukünftige Projekte richtungsweisend ist, wird sich zeigen; mit neuen Perspektiven und bisher vernachlässigten Aspekten rund um Martineau ist in den nächsten Jahren aber sicherlich zu rechnen.¹⁷

Angesichts dieser Vielseitigkeit und Verwobenheit ist eine Kategorisierung und Selektion der ‚wichtigsten‘ Seiten Martineaus schwierig und notwendigerweise mit Abstrichen verbunden. Ich habe für dieses Kapitel diejenigen ihrer ‚Mehrfachleben‘ ausgewählt, die in der Forschung am prominentesten sind bzw. die für ihre Tätigkeit als Übersetzerin am relevantesten erscheinen.

¹⁶ Auch dieser breite Überblick bildet Martineaus Vielseitigkeit nicht vollständig ab. Prominente Themen wie Religion, Krankheit/Behinderung und auch das Übersetzen werden nicht spezifisch besprochen.

¹⁷ In diesem Zusammenhang darf auch die *Martineau Society* nicht unerwähnt bleiben: Diese interdisziplinäre Forschungsgesellschaft sammelt und veröffentlicht Informationen über Harriet und ihren Bruder James, der als Religionsphilosoph bekannt wurde, und hält jährliche Konferenzen zu den Geschwistern Martineau ab. Siehe: <http://martineausociety.co.uk/>

2.3.1. Als Schriftstellerin/Journalistin

Als zentraler Dreh- und Angelpunkt von Martineaus ‚Mehrfachleben‘ drängt sich ihr Leben als Schriftstellerin bzw. Journalistin auf. Sie verwirklichte ihre wissenschaftliche, philosophische, sozialkritische und übersetzerische Arbeit, ihre Aufklärungs- und Fortschrittsbestrebungen bis auf wenige Ausnahmen durch das Schreiben.¹⁸ Analysen ihres Werks fokussieren sich zumeist auf diese Aspekte ihres Wirkens sowie auf genderspezifische Implikationen.

Martineaus Werk umfasst u. a. Zeitungsartikel, Bücher, Essays und Pamphlete über Politik, politische Ökonomie, Geschichte, Bildung, Frauenrechte, Religion, Mesmerismus und Kindererziehung, Reiseberichte und Beobachtungen über die USA und den Nahen Osten, Kinderbücher, Romane, einen Reiseführer über den Lake District, eine Gegenwartsgeschichte des Vereinigten Königreichs, die *Positive Philosophy*, eine Autobiographie und viele Nachrufe, unter anderem ihren eigenen. Sie schrieb unaufhörlich über alles, was sie in irgendeiner Form bewegte: „Everything that happened to her was transmuted into discourse; when illness confined her for five eventless years to a sickroom, she wrote about that.“ (Mermin 1993:100) Sie war dafür bekannt, ihre Inhalte auf den Punkt formulieren zu können; ihre Zeitgenossin George Eliot (1852, zit. n. Pickering 2009:135) bezeichnete sie als „the only English woman that possesses thoroughly the art of writing“. Da beinahe alles, worüber sie schrieb, eine Reaktion auf ein gegenwärtig stark diskutiertes Thema darstellte, bietet ihr Werk eine wertvolle Quelle für sozial- und literaturhistorische Forschung (vgl. Sanders 2017:188).

Für Mergenthal (2004:131f.) ist Martineau für viktorianische Autorinnen sowohl repräsentativ als auch außergewöhnlich: repräsentativ insofern, als sie sich in ihren Texten mit allen großen Fragen der Epoche auseinandersetzte, und außergewöhnlich, da sie sich als weibliche Autorin in der männerdominierten Literaturszene durchsetzen konnte und im Business kräftig mitmischte. Sie etablierte sich nicht mit ‚schöner‘ Literatur – wie Romanen oder Lyrik –, die Frauen eher zugestanden wurde, sondern mit ihren Beiträgen zu den verschiedensten stark männlich konnotierten nichtfiktionalen Gattungen. „[She] penetrated the male-dominated public world of Victorian culture“ (David 1987:viii) – mit ihrer selbstbewussten Aneignung ‚männlicher‘ Gattungen und Diskurse sowie ihren ‚männlichen‘ Eigenschaften. Zeitgenoss*innen wie aktuelle Forscher*innen betonen ihre Rationalität, ihren Pragmatismus und ihren großen Ehrgeiz. So wurde sie zur „most prominent female writer of nonfictional prose“ (Mermin 1993:100) ihrer Zeit, zu einer gefeierten Autorin, die sich in verschiedenen Themengebieten eine Position als Autorität und „a reputation for a kind of rational and scientific

¹⁸ Solche Ausnahmen sind beispielsweise ihr Unterricht für die Arbeiter*innen in Ambleside oder die Mitwirkung an der Wahlrechtspetition.

ideal“ (Winter 1995:602) erarbeiten konnte.¹⁹ Auf diese Weise konnte sie sogar direkten Einfluss auf Politiker ausüben (vgl. David 1987:36), und auch prominente Wissenschaftler wie Charles Darwin oder Auguste Comte ließen sich von ihr dazu bewegen, ihre frauenfeindlichen Haltungen zu überdenken (vgl. Pickering 2009:329f., Willmann 2009:79). Zentrales Motiv ihres Schreibens war die Popularisierung von Inhalten, die ihr wichtig waren. Sie identifizierte die britische Öffentlichkeit als ihre Schüler*innen – „my great pupil, the public“ (Martineau 1833, zit. n. Mergenthal 2004:133, H.i.O.) –, die es aufzuklären galt, und übernahm selbsternannt die Rolle als „Gouvernante der Nation“ (Mergenthal 2004:133).

In der Rezeption ihrer fiktionalen Werke steht ebenfalls die sozialkritische Komponente im Vordergrund. Für David (1987:77ff.) sind Martineaus literarische Qualitäten vernachlässigbar; einen Vergleich mit Jane Austen, die für Martineau ein Maßstab war, würde sie nicht bestehen: „Quite simply, Martineau is gauche where Austen is graceful.“ (David 1987:79)²⁰ Romane schienen für Martineau schlicht als alternatives Medium für ihre Botschaften zu dienen: Wie Easley (1999:86f.) beschreibt, nahm sich Martineau ihren ersten Roman *Deerbrook* vor, um dem Zwang der Korrektheit in nichtfiktionalen Texten zu entfliehen:

[S]he turned to fiction as a way of more freely expressing her moral viewpoints. [...] Martineau no doubt felt that such issues could be addressed ‘with more freedom’ in a domestic novel since as a form of ‘feminine’ writing it was held to a lower critical standard than more ‘serious’ forms of nonfiction, such as political tracts and sociological studies.

Martineau provozierte mit ihren Romanen, etwa in *Deerbrook* mit mittelständischen Protagonist*innen und in *The Hour and the Man* mit einem schwarzen* Helden (vgl. Pichanick 1980:126). Roberts (2016) sieht die Provokation der Leser*innenschaft als roten Faden, der sich durch Martineaus bedeutendste Werke zieht. Sie analysiert den kontroversiellen Status der beiden Romane und der fünf nichtfiktionalen Schriften *Illustrations of Political Economy* (1832–1834), *Society in America* (1837), *Letters on Mesmerism* (1844), *Eastern Life, Present and Past* (1848) und *Letters on the Laws of Man's Nature and Development* (1851). Von diesen fünf Werken glaubte Martineau, sie würden ihre Karriere zerstören; im Gegenteil wurden sie – zum Teil auch aufgrund ihrer Umstrittenheit – zu den erfolgreichsten bzw. zu den aus heutiger Sicht wichtigsten. Als weitere wichtige Werke gelten vor allem die *History of England during*

¹⁹ Sanders (2017:189) erzählt von Martineaus Amüsement darüber, dass so viele Leser*innen glaubten, ihre journalistischen Texte müssten von einem Mann verfasst worden sein. Die Annahme des Publikums zeigt die Effektivität ihrer Diskursstrategie: Die Aneignung des männlichen Diskurses verlief erfolgreich, da er als authentisch wahrgenommen wurde. Ähnliche Anekdoten finden sich in Martineaus Autobiographie: Entsprechend dem Thema des Texts wurden ihr Berufe als Dienstmädchen oder in einer Baumwollspinnerei und ein Alter zwischen 17 und 84 zugeschrieben; nach Texten über Norwegen oder Holland glaubten Leser*innen, sie würde in diesen Ländern leben, obwohl sie nie einen Fuß dorthin gesetzt hatte etc. Sie nahm diese Fehlannahmen als Kompliment – sie zeigten, wie authentisch ihre Illustrationen waren (vgl. AB:164f.).

²⁰ David (1987:77) gibt allerdings auch die Sinnhaftigkeit eines solchen Vergleichs zu bedenken: „[W]hy, after all, should we except a writer who excelled in political journalism and travel narrative to produce fiction comparable to that of arguably the finest novelist of the nineteenth century?“

the Thirty Years' Peace, die *Positive Philosophy* und die *Autobiography* (vgl. Pichanick 1980:14).

Bemerkenswert ist die Tatsache, dass sich Martineau selbst ihre Fähigkeit, Romane zu schreiben, absprach. Sie behauptete, weder schöpferische Kraft noch Talent zur Plotentwicklung zu besitzen. Diese Ablehnung der Autorität als Romanschreiberin kann als Zeichen der Unterordnung in der patriarchalen Gesellschaft gedeutet werden: „Martineau’s self-confessed inability to write successful fiction may be traced to her conscious or unconscious reluctance to assert a sovereign self upon the world, to her discomfort with the exercise of power.“ (David 1987:75) Da sie diese Autorität bei ihren nichtfiktionalen Texten und in ihrer Übersetzung sehr wohl annimmt, ergibt sich hier ein interessantes Spannungsverhältnis.²¹

2.3.2. Als Wissenschaftlerin

Da die Wissenschaft zu Martineaus Lebzeiten noch eine „unitary ‘science’“ (Sanders & Weiner 2017:2) war, deren Differenzierung in unterschiedliche Disziplinen erst begann, kann Martineau als eine Art ‚allgemeine‘ Wissenschaftlerin gesehen werden, die zu unterschiedlichen Wissensgebieten beitrug und auch formativen Einfluss auf aufkommende Disziplinen ausübte. Hierbei sind vor allem ihre Beiträge zur Soziologie und zur Ökonomie bedeutsam. Immer wieder fällt auch die Bezeichnung ‚Philosophin‘ – meist bleibt es allerdings bei diesem Schlagwort, das sich wiederum von ihrer Übersetzung Comtes ableitet. Offenbar bezeichnete sich Martineau selbst als „positive philosopher“ (zit. n. Pickering 2009:155) und wich in einigen Punkten von Comte ab: Sie vertrat seine autoritären, sexistischen Ansichten und die Forderung nach einer positivistischen ‚Religion of Humanity‘²² nicht und sah den Positivismus als größere Denkrichtung, die über Comte hinausging (vgl. Pickering 2009:155, Hoecker-Drysdale 2011:73).²³ Eigenständige Untersuchungen über Martineau als Philosophin scheint es jedoch nicht zu geben. Insgesamt ist jedenfalls festzustellen, dass Martineaus wissenschaftliche Arbeit trotz ihrer Marginalisierung nachhaltig wirkte: „[R]ather than simply serving as a footnote in scientific history, Martineau actually laid out, toward the beginning of the century, many of the ideals that would come to define science and objectivity by its end.“ (Mann & Rogers 2011:242)

²¹ Siehe Kapitel 3 und 4.10.

²² In Comtes Vorstellung sollte der Positivismus schlussendlich nicht nur die Religion verdrängen, sondern zu einer Art ‚Ersatzreligion‘ werden – „a secular religion with sociologists as high priests and Comte himself as the Pope“ (Hoecker-Drysdale 2011:73). Martineau hielt das für eine reaktionäre Fehlentwicklung; sie wollte eine menschliche, rationale Philosophie ohne diese religiösen Charakteristika (vgl. Pickering 2009:147f.)

²³ Allerdings kritisierte Martineau Comte weder im Rahmen der *Positive Philosophy* noch in der *Autobiographie*. Ihre Kritikpunkte sprach sie nur nach seinem Tod in einem Zeitungsartikel und in Briefen an (vgl. Hoecker-Drysdale 2011:73).

2.3.2.1. Als „Gründungsmutter“²⁴ der Soziologie

Obwohl Martineau die Soziologie nachhaltig beeinflusst hat, wurde sie von ihr lange ignoriert. Dennoch ist die Soziologie jene Einzeldisziplin, von der Martineau bisher die größte Aufmerksamkeit zuteilwurde. Seit den 1990ern steigt langsam das Interesse an ihrer Person und ihrem Verdienst für die Wissenschaft; nennenswerte Publikationen, die sich gänzlich ihr widmen, sind Susan Hoecker-Drysdales Monographie *Harriet Martineau: First Woman Sociologist* (1992) sowie der Sammelband *Harriet Martineau: Theoretical and Methodological Perspectives* (Hill & Hoecker-Drysdale 2001), der aus einer Konferenz der *Harriet Martineau Sociological Society*²⁵ entstand. Michael R. Hill (2017:72), selbst eine der treibenden Kräfte hinter dieser kleinen Forschungsgesellschaft, erklärt diese Absenz als Resultat patriarchaler Unterdrückung. Inzwischen wird Martineau in Einführungswerken zwar immer öfter als Gründungsfigur erwähnt, mehr als oberflächlich besprochen wird sie jedoch kaum – ganz im Gegensatz zu ihren männlichen Zeitgenossen Tocqueville, Durkheim, Marx, Weber etc. Hoecker-Drysdale (1998:55f.) nennt als weitere mögliche Gründe für das ‚Vergessen‘ in der akademischen Welt den frühen Zeitpunkt von Martineaus Wirken (noch vor der Institutionalisierung der Disziplin), ihre Vielseitigkeit, die nicht dem Bild einer Spezialistin entsprechen würde, sowie die Tatsache, dass sie keine Akademikerin, sondern Autodidaktin war. Außerdem betont sie, dass Martineau zwar formal nicht einbezogen wurde, ihre Ideen, Theorien und Methoden jedoch durchaus in der Disziplin fortleben.

Bei den wenigen, die sich mit ihr beschäftigen, sind vor allem zwei Dinge auffällig: einerseits die große Wertschätzung der soziologischen Arbeit Martineaus und andererseits die Betonung der Wichtigkeit ihrer Comte-Übersetzung; durch diese „ground-breaking translation“ (Hill 2017:69) hat sie ihren minimalen Bekanntheitsgrad in der Soziologie überhaupt erst erhalten. Dieser wäre laut Hill (2017:70) größer, wäre sie ein männlicher Übersetzer gewesen: Während sich mehrere Soziologen mit der Übersetzung von Gründungswerken einen Namen machen konnten und ihre Arbeit als wichtiger wissenschaftlicher Beitrag gewertet wird, werden soziologische Übersetzungen von Frauen oft nur als „secretarial transcription“ wahrgenommen. Dadurch wird Martineaus Verdienst als „transforming lens through which the English-speaking world was introduced to sociology as an intellectual project“ (Hill 2017:71) verkannt – im Gegensatz zu Comte, der einen permanenten Bekanntheitsstatus als Namensgeber der Soziologie erhalten hat.

Es ist auffällig, dass Martineaus ‚eigenständigen‘ soziologischen Arbeiten bisher noch weniger Aufmerksamkeit zuteilwurde als ihrer Übersetzung eines männlichen Autors. Für

²⁴ Hoecker-Drysdale 1998:58

²⁵ Die *Harriet Martineau Sociological Society* scheint nicht mehr aktiv zu sein; die Website unter <http://www.sociological-origins.com/HMSSWelcome.html> wurde zuletzt im Mai 2010 aktualisiert (Stand: 30.11.2017).

Hoecker-Drysdale (1998) und Hill (2017) sind vor allem die Schriften, die im Rahmen ihrer USA-Reise entstanden sind, bahnbrechend. *How to Observe Morals and Manners* (1838) kann als erstes sozialwissenschaftliches Methodenbuch gesehen werden: Der lang ignorierte Schlüsseltext entstand über ein halbes Jahrhundert vor Émile Durkheims vielzitiertem Klassiker *Les règles de la méthode sociologique* (1895; Dt. v. René König: *Die Regeln der soziologischen Methode*), ist inhaltlich in seiner Ausformulierung grundlegender Methoden und Prinzipien der Sozialforschung mindestens ebenbürtig – wenn nicht sogar „far superior“ (Hill 2017:73) – und außerdem als Text wesentlich zugänglicher. *Society in America* (1837) ist sozusagen das ‚praktische‘ Gegenstück dazu: Auf Basis der zuvor ausgearbeiteten Methoden vergleicht Martineau in einer umfangreichen makro- und mikrosoziologischen Studie die US-amerikanische Gesellschaft mit der europäischen. Honegger und Wobbe (1998:16) nennen diese Pionierarbeit einen „lange missachtete[n] Klassiker der Soziologie“ und ein „glänzendes Beispiel für die literarischen Qualitäten und das kritische Potential dieser frühen Sozialforschung“.²⁶

Martineau betrieb also schon Soziologie, bevor Comte deren Namen geprägt hatte (vgl. Rossi 1988:119). Wären ihre Werke kanonisiert worden, wäre die heutige Soziologie laut Hoecker-Drysdale (1998:56ff.) kritischer und feministischer und hätte in verschiedenen Teilbereichen (z. B. Erziehung, Religion, Gesundheit/Krankheit, Behinderung etc.) profitiert. Daneben sieht Hill (2017:77ff.) in Martineaus Werk das Potential für die Weiterentwicklung der Soziologie in berufsethischer sowie methodischer Hinsicht – vor allem angesichts dessen, dass Martineau keine Akademikerin war. Außerhalb der Universität verkörperte sie einen „different, alternative way of *doing* sociology“ und bietet vor allem für Studierende und Jungwissenschaftler*innen „a concrete, lived alternative to the pervasively ineffective, predominantly hamstrung intellectualism of academic sociology“ (Hill 2017:77, H. i. O.).

2.3.2.2. Als Ökonomin

Ähnlich wie in der Soziologie ist Martineau auch in den Wirtschaftswissenschaften eine ‚bekannte Unbekannte‘ – dabei landete sie mit ihren *Illustrations of Political Economy* einen Verkaufsschlager, dessen Erfolg seinesgleichen suchte. Inspiriert von Jane Marcets *Conversations on Political Economy* (1816), das klassische volkswirtschaftliche Lehren in Form eines Dialogs zwischen Lehrerin und Schülerin didaktisierte, schrieb Martineau eine Reihe an Prosaerzählungen, die von 1832 bis 1834 monatlich erschienen. In diesen Geschichten verpackte sie die Lehren von Adam Smith, David Ricardo, John Stuart Mill und Thomas Robert Malthus auf möglichst leicht verständliche Weise; im Gegensatz zu Marcet, die für

²⁶ *How to Observe Morals and Manners* und *Society in America* sind nur die wichtigsten Werke; eine umfassende Aufzählung Martineaus soziologischer Arbeiten ist bei Hill (2017:70) zu finden.

hochgebildete Leser*innen schrieb, war Martineaus Zielpublikum die breite Masse. Entgegen der Annahme ihres Verlegers Charles Fox ging ihr Vorhaben auf²⁷: Die Verkaufszahlen der *Illustrations* übertrafen die der Romane berühmter Schriftsteller wie Dickens; wichtige Politiker, Schriftsteller*innen und sogar Prinzessin (und spätere Königin) Victoria zählten zu den Leser*innen, und der französische König Louis-Philippe und der russische Zar ließen die Bücher übersetzen, um sie in der Schulbildung einzusetzen (vgl. Polkinghorn 2001:49).²⁸ Auf diesen Erfolg hin wurde Martineau vom Whig-Politiker Lord Brougham gebeten, eine Serie über die Reform des Armengesetzes zu schreiben, um der Gesetzgebung den Weg zu ebnet; daraus entstanden die *Poor Laws and Paupers Illustrated* (1833). Martineau betrieb mit ihren Werken über Wirtschaft also sogar Politik – doch so intensiv ihre Popularität auch war, so kurzlebig war sie. In den Wirtschaftswissenschaften erhält sie bis heute fast keine Anerkennung.

Wie Gronert (2001:7ff.) bedauert, sind Frauen in der Ökonomie generell ein vernachlässigtes Thema, vor allem in Hinblick auf ihren Beitrag zur Herausbildung der Disziplin im 19. Jahrhundert. Dabei ebneten viele von ihnen als Popularisiererinnen der Wissenschaft den Weg, indem sie der breiten Öffentlichkeit ein Grundverständnis wirtschaftlicher Theorien vermittelten. Jane Marcet und Harriet Martineau werden als wichtigste Pionierinnen genannt; sie schrieben bereits über ökonomische Themen, bevor die Ökonomie als Disziplin etabliert war. Wären sie nach männlichen Maßstäben gemessen worden, hätten sie sicherlich mehr Anerkennung als nur eine Randnotiz in der Geschichte der Wirtschaftstheorie erfahren: Für ihre männlichen Zeitgenossen hätte bereits die Didaktisierung und Vermittlung von Klassikern an ein breiteres Publikum gereicht, um in die Geschichte der Volkswirtschaftslehre aufgenommen zu werden. Martineau wurde also nie kanonisiert und sogar in einem wirtschaftswissenschaftlichen Nachschlagewerk *The New Palgrave* (1987) nur als Journalistin/Schriftstellerin dargestellt – für Gronert (2001:9)

eine Herabstufung für eine Autorin, die nicht nur mit ihren ökonomischen Geschichten, den *Illustrations of Political Economy*, großen Erfolg hatte, sondern auch in den Berichten über ihre Reise nach Amerika sowie in *The History of the Thirty Year's [sic!] Peace* ökonomische Themen behandelte und dies auch nach Meinung des Verfassers im Dictionary eindeutig als eine Autorität auf ihrem Gebiet tat.

Auch Martineau selbst bezeichnete sich nicht als Ökonomin, sondern als Popularisiererin der Ideen anderer (vgl. O'Donnell 1983:60). Als solche war sie extrem erfolgreich, aber tatsächlich umfasste ihre Arbeit „mehr als nur Interpretationen und Aufbereitungen fremden

²⁷ Fox hatte sich zuerst sehr skeptisch gezeigt und von Martineau verlangt, im Vorhinein eine bestimmte Zahl an Abonnent*innen zu suchen. Ohne genügend fixe Abnehmer*innen wäre er aus dem Projekt ausgestiegen. Insgesamt waren die Vertragskonditionen für Martineau schlecht; sie trug das finanzielle Hauptrisiko (vgl. AB:123ff.).

²⁸ Wie bereits in Kapitel 2.2 erwähnt, kam es jedoch nach dem Erscheinen einer antimonarchistischen Geschichte zu einem Bruch; Russland und Österreich verhängten sogar Einreiseverbote über sie (vgl. Huzel 2006:88).

Gedankenguts“ (Gronert 2001:10). Mit diesem Aspekt beschäftigen sich vor allem Freedgood (1995) und Levy (2003), letzterer mit dem eindeutigen Eingangsstatement „I propose to take Harriet Martineau seriously as an economist“ (Levy 2003:62). Anhand der Analyse mehrerer Textbeispiele zeigt er klar auf, dass Martineau als eigenständige Theoretikerin gesehen werden kann bzw. sollte, insbesondere in Bezug auf ihre Ansichten über die ökonomischen Umstände von Frauen und Sklav*innen. Auch Huzel (2006) stellt fest, dass Martineau in ihren Erzählungen teils strikt malthusianisch vorgeht, in machen Themen allerdings stark von Malthus abweicht. „Martineau did not simply adhere blindly“ (Huzel 2006:70), sondern brachte ihre eigenen Ansichten ein, die oft optimistischer waren als die von Malthus und den anderen Ökonomen, auf deren Basis sie arbeitete. Dieser Gedanke ist auch bei Freedgood (1995) zu finden: Martineaus Darstellung der volkswirtschaftlichen Prinzipien wirkt ‚harmonischer‘ als die klassische Theorie – beispielsweise in ihrer Argumentation, dass Maschinen schlussendlich allen, auch den Arbeiter*innen, zugute kommen. Der Grund dafür ist wohl ihre „utopian vision of a strict harmony of class interests“ (Freedgood 1995:46) – ihr Ansatz, um die Verunsicherung zu beseitigen, die der immer weiter deregulierte industrialisierte Markt unter den Menschen aller Klassen auslöste. Dass damit eine Fehleinschätzung der Interessen ihrer vordergründigen Zielgruppe, der Arbeiter*innenklasse, einherging, wird neben den translatorischen Techniken und Telois der *Illustrations* in Kapitel 3.3.1 Thema sein.

Abgesehen vom kommerziellen Erfolg fiel die zeitgenössische Rezeption unterschiedlich aus. Diesbezüglich bemerkt Huzel (2006:70ff.) einen einseitigen Blick in der Forschung: Meist werden nur die positiven Reaktionen beleuchtet und die vielen Attacken, die Martineau aufgrund der *Illustrations* erhielt, nicht beachtet. Er diskutiert einige negative Kritiken und Angriffe aus verschiedenen Lagern, von Tories, Whigs und Arbeiter*innen. Viele davon waren sexistisch – erheblich sexistischer als die Reaktionen auf Marcets *Conversations*. Zum einen dürfte das daran liegen, dass Martineau nicht nur jünger, sondern im Gegensatz zu Marcet auch unverheiratet war; wenn kontroverse Themen schon von einer Frau angesprochen wurden, sollte sie offenbar in den Augen der Kritiker zumindest Erfahrung und eine traditionelle Lebensführung aufweisen. Zum anderen brachte Martineau radikalere politische Ansichten in die *Illustrations* ein, etwa bzgl. der Armengesetze, aber auch in Hinblick auf Frauenrechte und Sklaverei.

2.3.3. Als Sozialkritikerin

In diesen angesprochenen soziologischen und ökonomischen Arbeiten zeigt sich bereits ein Ausschnitt von Martineaus Vision gesellschaftlichen Fortschritts. In den USA-Büchern sind vor allem feministische und abolitionistische Ansichten zentral; in den *Illustrations* werden

diese ebenfalls thematisiert, im Vordergrund steht aber das Plädoyer für den Freihandel.²⁹ Kritik an der bestehenden Gesellschaftsordnung und progressiv-liberale Ideen ziehen sich durch sämtliche Arbeiten Martineaus. Sie war keine politische Aktivistin im engeren Sinn, sondern drückte ihre Reformgedanken schriftstellerisch aus: „Women’s only weapon was the pen, and [...] Harriet Martineau’s was ready to do battle.“ (Pichanick 1977:21) Sie äußerte sich zu den verschiedensten aktuellen Debatten, von Frauenrechten über Bildungspolitik, Kolonialpolitik bis hin zu Umweltschutz.³⁰ Sie kann als „writer of the liberal left“ (Rossi 1988:118) gesehen werden und hatte ein gewisses Naheverhältnis zu den liberalen *Whigs*, wobei sie der Partei – und institutionalisierter Politik generell – dennoch kritisch gegenüberstand (vgl. David 1987:42). Als Nonkonformistin reagierte sie vor allem auf die „destabilizing trends of the day: The American anti-slavery campaign, women’s rights, alternative medicine, agnosticism and mesmerism“ (Sanders 2002:76). Zu ihrer Zeit wurde sie zweifellos als politisch radikal wahrgenommen, was sich u. a. in den oft feindlichen Reaktionen von Kritiker*innen manifestierte. Im Gegenzug wurde sie von gleichgesinnten Zeitgenoss*innen gepriesen, beispielsweise von George Holyoake (zit. n. Pichanick 1980:240): „No woman more brave, or wise, or untiring in the public service has lived this century. Her glory was that she not only sympathised with progress, she took trouble to advance it, she worked for it by the labour of her genius.“ So einfach ist eine Evaluierung Martineaus politischer Bestrebungen aus heutiger Sicht nicht mehr; bei genauerer Betrachtung ergeben sich einige Spannungsverhältnisse, Ungereimtheiten und Widersprüche (siehe z. B. David 1987).

Die Schlagworte ‚Feministin‘ und ‚Abolitionistin‘ fallen am häufigsten, wobei ersteres in der wissenschaftlichen Rezeption eine größere Rolle spielt; siehe v. a. Pichanick (1977), David (1987) und Easley (1999).³¹ Martineau war eine „life-long advocate of women’s rights“ (Easley 1999:80) und behandelte Position und Rolle der Frau in vielen ihrer Werke. Sie war davon überzeugt, dass Frauen und Männer dasselbe erreichen könnten, wenn sie nur die gleichen Bildungschancen hätten, und forderte rechtliche und politische Gleichstellung. Gender-spezifische Ungerechtigkeiten in Bezug auf Bildung behandelte sie bereits in ihrem ersten

²⁹ Siehe auch Kapitel 3.3.

³⁰ Siehe beispielsweise McDonald (2006) für eine Auswahl und Diskussion ihrer sozialkritischen journalistischen Texte.

³¹ Eine Definition von Feminismus ist für Martineaus Zeit grundsätzlich schwierig – schon alleine deshalb, weil der Ausdruck erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts geprägt wurde. In der Forschungsgemeinschaft besteht noch kein Konsens, doch viele Historiker*innen bezeichnen nicht nur jene als ‚Feministinnen‘, die in der Frauenbewegung aktiv waren, sondern auch unterschiedliche Aktivistinnen oder Schriftstellerinnen, die nichts mit der Frauenbewegung zu tun hatten bzw. ihre Vorläuferinnen waren. Der ideelle Hintergrund dieser Frauen – also auch von Martineau – war weitgehend deckungsgleich und beruhte sowohl auf Gleichheit als auch auf Differenz: Männer und Frauen sollten rechtlich und politisch gleichgestellt sein, seien aber fundamental verschieden (vgl. Caine 1992:4ff.). Vor dem Kampf gegen die *Contagious Diseases Acts* in den 1860ern gab es im Vereinigten Königreich keine nennenswerte Frauenbewegung – auch daher ergibt sich Martineaus Rolle als Vorläuferin. Pichanick (1977:15) bezeichnet Martineaus Stimme als „one of the very few raised in lonely and mainly futile protest against the accumulated prejudices of generations“.

veröffentlichten Artikel *On Female Education* (1823), aber auch in ihrem späteren Leben, v. a. als Leitartikelschreiberin bei den *Daily News*. Ausgehend von ihrem eigenen Beispiel ermutigte sie Frauen zu Bildung, Arbeit und Unabhängigkeit und forderte als eine der ersten gleiche Bezahlung für gleiche Arbeit. Trotz ihrer kapitalistischen Ansichten stellte sie sich – wenn auch zögerlich – auf die Seite ausgebeuteter Arbeiterinnen, wenn diese Frauen waren. Auch vor tabuisierten Themen wie Verhütung, unehelichen Kindern oder Prostitution schreckte sie nicht zurück. Im Kampf gegen die *Contagious Diseases Acts* in den 1860ern, die zur Eindämmung von Geschlechtskrankheiten Strafen für Prostituierte, aber nicht deren Kunden vorsahen, wurde sie trotz schlechter körperlicher Verfassung neben Josephine Butler und Florence Nightingale zu einer Leitfigur der Proteste (vgl. Pichanick 1977:14ff.). Trotz ihrer gedanklichen Radikalität war sie in ihrem Handeln sehr pragmatisch. Da sie um den starken gesellschaftlichen Widerstand gegen politische Veränderung wusste, ging sie stets nur so weit, wie sie es für zielführend hielt: „Her radicalism was cautious: she was always sufficiently in the van to ruffle feathers but never so far forward as to cause a violent conservative retroaction.“ (Pichanick 1977:20)³² Es wird also deutlich, dass Martineau strategisch vorgeing und ihr Handeln an ihre Zielgruppe anpasste. Konkrete Beispiele dafür sind auch die Texte, in denen sie abolitionistisches Gedankengut verbreitet: Während sie in einem Artikel für eine christliche Zeitschrift die moralische Verwerflichkeit der Sklaverei betont, stehen in *Demerara* – eine Erzählung der *Illustrations* – negative ökonomische Konsequenzen im Vordergrund (vgl. David 1987:58).

Trotz allem wurde Martineau bisher als Sozialkritikerin bzw. Feministin nicht im gleichen Ausmaß untersucht wie etwa andere Feministinnen ihrer Zeit. Für Pichanick (1980:93) ist das Kapitel *Political Non-Existence of Women in Society in America* „a too much neglected early manifesto in the women’s rights campaign“. Ihre diesbezügliche relative Unbekanntheit führt Easley (1999:80) in erster Linie auf eine bewusste Strategie der Unsichtbarkeit zurück. Martineau distanzierte sich stets von Frauenrechtlerinnen, die ihre persönlichen Lebenserfahrungen ins Zentrum ihres ideologischen Wirkens rückten und vermied Kontakte zu feministischen Vereinigungen. Stattdessen schrieb sie hinter den Kulissen – zum Teil sogar anonym und unter Bedienung eines ‚neutralen‘ bis patriarchalen Diskurses – und thematisierte ihre eigene Identität bzw. Position als Frau nicht: „[S]he actively sought anonymity and objectivity in her work as a means of distancing her gender and identity from her writing. This enabled her to express a more ‘objective’ perspective on women’s issues and to communicate

³² Als sie beispielsweise 1857 über die Ausweitung des Wahlrechts schrieb, sprach sie die Inklusion von Frauen noch gar nicht an, da der starke Widerstand diesbezüglich ihr ganzes Anliegen gefährdet hätte. Erst knapp zehn Jahre später, als der Widerstand zwar immer noch groß war, sich der Diskurs aber zumindest etwas verändert hatte, sprach sie sich öffentlich dafür aus und beteiligte sich an der Petition, die von 1499 Frauen unterzeichnet und mit der Hilfe von John Stuart Mill dem Parlament präsentiert wurde. Diese erste große Petition für das Frauenwahlrecht blieb erfolglos; es brauchte noch 62 Jahre und eine radikale Suffragettenbewegung, bis das Frauenwahlrecht schließlich 1928 eingeführt wurde (vgl. Pichanick 1977:20).

her ideas to a mixed-gender audience.“ (Easley 1999:80) Durch die Aneignung des patriarchalen Diskurses machte sich Martineau weniger angreifbar, gleichzeitig bestätigte sie damit aber das Gesellschaftssystem, von dem sie selbst unterdrückt wurde.

Dieses Spannungsverhältnis ist geradezu symbolisch für Martineaus Feminismus. Sie hatte für Wollstonecraft oder andere Frauen, die ihre persönlichen ‚spezifisch weiblichen‘ Erfahrungen betonten, nur wenig übrig: „[S]he wanted women to be more like herself, or at least as she imagined herself – rational, confident, the intellectual equal of any man, or certainly equal enough to sanction his ideas.“ (David 1987:46) Männlichkeit blieb also das Ideal, dem sich Frauen annähern sollten. Auch indem Martineau ihre kreative, schöpferische Kraft verleugnete, legitimierte sie die Vorstellung einer männlichen intellektuellen Autorität. Außerdem glaubte sie an die essentialistische Annahme, dass Haushalt und Familie ‚natürliche‘ Wünsche von Frauen darstellten (vgl. David 1987:45ff.). Ihr selbst, anderen Frauenrechtlerinnen und Frauen generell wurde also eine widersprüchliche Rolle zuteil:

She must be dispassionate, yet sympathetic; objective, yet moralistic; domestic, yet political; reticent, yet outspoken; visible, yet invisible. In short, she must do the impossible: validate the patriarchal ideology of separate spheres, while at the same time challenging its underlying assumptions about women’s “natural” roles and abilities. (Easley 1999:93)

Für Easley (1993:93f.) ist diese Ansicht „an important precursor to modern feminist thought“; Martineau zeigte, wie Feminismus (vermeintliche) Gegensätze in sich vereinen könnte, anstatt sich für ‚Entweder – Oder‘ entscheiden zu müssen. David (1987:41) hält Martineaus teils inkonsistente politische Ansichten – v. a. in Hinblick auf die ökonomischen Theorien, die sie in den *Illustrations* verbreitete – für etwas problematischer: „[S]he ratifies political ideas which, if assessed from a more radical and ironic perspective than that available to Martineau, may be seen to have generated many of the social and cultural formations to which she opposed her feminist writing.“

Mit Martineaus Abolitionismus verhält es sich ähnlich. Vor allem in *Society in America*, aber auch schon zuvor in den *Illustrations* und in journalistischen Artikeln schrieb sie gegen die Sklaverei an. Den größten Einfluss auf ihre Haltung hatte der Schriftsteller und Abolitionist William Lloyd Garrison, der eine sofortige, friedliche Abschaffung der Sklaverei forderte und den Kampf dafür mit dem Kampf für Frauenrechte verband. Nachdem sich Martineau auf ihrer USA-Reise bei einem Treffen der *Boston Ladies’ Anti-Slavery Society* öffentlich abolitionistisch äußerte und sich damit wissentlich für den Rest ihrer Reise „serious risk of physical danger“ (Pichanick 1980:89) – bis hin zur Lebensgefahr – aussetzte, war der weitere Verlauf ihres abolitionistischen Wirkens besiegelt: „She carried on their fight on the other side of the Atlantic until their cause was won“ (Pichanick 1980:90) – in ihren USA-Büchern sowie in zahlreichen Artikeln im *New Yorker National Anti-Slavery Standard* und den britischen Zeitschriften *Edinburgh Review*, *Westminster Review* und *Daily News*. Von ihren

amerikanischen Verbündeten bekam sie große Anerkennung: Sie wurde u. a. zum Ehrenmitglied einer abolitionistischen Vereinigung ernannt und Garrison höchstpersönlich nannte sie „the unflattering championess of justice, humanity and freedom on a world-wide scale“ (Garrison 1855, zit. n. Pichanick 1980:92). In der britischen Presse wurde sie zu einer der einflussreichsten Stimmen in der Sklaverei-Debatte, für den liberalen Politiker William Edward Forster sogar eindeutig die wichtigste: „It was Harriet Martineau alone who was keeping English public opinion about America on the right side through the press.“ (zit. n. Pichanick 1980:213) Allerdings darf nicht unerwähnt bleiben, dass Martineau Sklaverei und den zugrundeliegenden biologistischen Rassismus zwar verurteilte, Kolonialismus und Imperialismus aber grundsätzlich befürwortete (vgl. Hall 2006; Scholl 2014). Wie beim Feminismus zeigt sich also ihre Tendenz, Unterdrückung zwar anzuprangern, aber die politische Basis, die die Unterdrückung erst möglich macht, zu untermauern. Ihre augenscheinlich widersprüchliche politische Haltung in fast allen Bereichen lässt sich wohl gut mit Freedgoods (1995:38, H. i. O.) Fazit über Martineaus sozioökonomische Agenda in den *Illustrations* zusammenfassen:

Martineau's work is radical, in the Victorian, middle-class sense of the word: she tries to return to fundamentals, even if this return proves to be disturbing. Martineau is protective of social order, in other words, but not necessarily of *the* social order. Martineau's radicalism, and her feminism, are expressed [...] with a logical force that suggests at once the depth of her commitment to certain kinds of reform and an equally strong commitment to the very political-economic status quo that prevents such change.

2.3.4. Als Übersetzerin?

Es scheint geradezu ironisch: In der Literatur über Martineau wird häufig betont, dass sie vorrangig für ihre Übersetzung von Comte bekannt ist – und dennoch gibt es kaum Literatur, die sich damit auseinandersetzt. Oft wird dieser Umstand nur erwähnt, manchmal werden in wenigen Sätzen die wichtigsten Daten und Fakten angeführt, wobei durchaus die Außergewöhnlichkeit des Falls anerkannt wird; trotzdem haben bisher nur sehr wenige Wissenschaftler*innen die Übersetzung (oder Martineau als Übersetzerin) als eigenes Thema wahrgenommen. Das dürfte an einem Wechselspiel blinder Flecken in den Disziplinen liegen: In der jungen Translationswissenschaft sind noch viele historisch bedeutsame Fälle unerforscht, und in den anderen Disziplinen ist kaum Bewusstsein für die Relevanz von Translation vorhanden. Ein stärkerer interdisziplinärer Austausch wäre sicherlich für alle Seiten von Vorteil: Für die Translationswissenschaft könnten sich dadurch viele neue Forschungsfelder/-objekte eröffnen, und andere Disziplinen würden vom Einbezug eines maßgeblichen Faktors profitieren, ohne den viele Sachverhalte nur unvollständig dargestellt werden können. Deutlich wird dieser Mangel beispielsweise in Wrights *Religion of Humanity* (1986), das den Einfluss von Comtes Positivismus auf das viktorianische England behandelt. Martineau und ihrer

Übersetzung werden nur sehr wenige Seiten gewidmet³³, die Entstehungsgeschichte und die Rezeption werden grob umrissen. Ihr tatsächlicher Einfluss für die Rezeption von Comtes Werk wird jedoch nicht thematisiert.

In Pickerings Biographie von Comte (2009) erhält Martineau etwas mehr Platz. Sie wird als „elusive disciple“ bezeichnet, die durch die Verbreitung der *Positive Philosophy* mehr für Comte und seine Ideen getan hat als reine ‚Comtianer‘, „[s]timulating in England for the first time widespread and informed debate about positivism“ (Pickering 2009:150). Pickering beleuchtet die Entstehungsgeschichte der Übersetzung (Fakten, Daten, Zahlen), involvierte Personen und die Rezeption. Im Zentrum stehen Comtes Meinung zur Übersetzung (was bei einer Biographie natürlich naheliegt) und Martineaus Haltung zu seinen Ansätzen. Dabei zeigt sich, dass sie nicht immer einer Meinung mit ihm war, und ihr außerdem kaum etwas an ihm als Person lag – z. B. schien sie ein persönliches Treffen vermeiden zu wollen und brach auch bald den Briefkontakt zu ihm ab –, sondern vielmehr an der Denkrichtung an sich, die sie offenbar nicht so personenabhängig betrachtete, wie ihr Vorwort³⁴ vermuten lassen würde (vgl. Pickering 2009:140ff.).

Bei Stark (1999, 2006), Forget (2010) und Scholl (2011) stehen jeweils mehrere Übersetzerinnen der viktorianischen Zeit als Hauptakteurinnen im Vordergrund; Martineau ist eine davon. Bei Stark (1999, 2006) liegt der Fokus auf dem Rollenverständnis der Übersetzerinnen. Wie bereits in Kapitel 2.1.2 erwähnt, geht sie der Frage nach, inwiefern die betreffenden Übersetzerinnen (neben Martineau u. a. ihre Cousine Sarah Austin, George Eliot, Edith Simcox, Susanna und Catherine Winkworth) das Übersetzen als traditionell weiblich-passive oder männlich-kreative Beschäftigung sahen. Den meisten ist dabei gemeinsam, dass sie das Übersetzen als „specifically female flight from public recognition“ (Stark 1999:37) nutzten und in der Übersetzung männlicher Autoren ein Schlupfloch sahen, ihre Meinungen „behind the welcome defence of inverted commas“ (Stark 1999:37) an die Öffentlichkeit zu bringen. Zwar waren sie sich ihrer Macht durchaus bewusst und rutschten immer wieder – ob gewollt oder nicht – in eine männlich-professionelle Rolle hinein, mit der sie sich im Literaturbusiness behaupten konnten, doch in ihren Vorworten und Briefen schälerten sie für gewöhnlich ihre Leistungen und schätzten ihren Wert als Übersetzerinnen viel geringer ein als den der männlichen Originalautoren. Martineau weicht von den anderen beschriebenen Übersetzerinnen etwas ab: Sie sticht mit ihren „more independent and progressive views“ (Stark 1999:42) hervor, war im Gegensatz zu den anderen bereits vor ihrer bekannten Übersetzung als Schriftstellerin etabliert und hielt trotzdem am Übersetzen fest. Ihr Zugang

³³ Im Gegensatz dazu werden George Eliot und der Verarbeitung positivistischer Ideen in ihren Romanen sogar zwei ganze Unterkapitel eingeräumt. Dass Harriet Martineau ähnlich vorging und mit ihren fiktionalen Texten ebenfalls zur Verbreitung des positivistischen Gedankenguts beitrug (vgl. Scholl 2012, siehe auch Kapitel 3.2.1), wird nicht erwähnt.

³⁴ Siehe Kapitel 3.2.2.

zum Übersetzen unterschied sich von den anderen: So wollte Austin stets ‚nur‘ Übersetzerin bleiben, weil sie das als angemessener für Frauen empfand; und Eliot hielt gute Übersetzer*innen für weit weniger wert als gute Autor*innen und ließ das Übersetzen fallen, nachdem sie sich als Schriftstellerin einen Namen gemacht hatte. Martineau hingegen zelebrierte Autorinnen- und Übersetzerinnenschaft gleichermaßen und ließ die Grenzen verschwimmen. Für Stark ist ihre Übersetzung von Comte der Beweis dafür, dass „translation, like every other form of rewriting, cannot be divorced from creative processes“ (2006:128).³⁵

Auch die Fallstudien von Forget (2010) habe ich bereits in Kapitel 2.1.2 erwähnt. Die Wirtschaftswissenschaftlerin vergleicht die Werke von vier Übersetzerinnen des 18. und 19. Jahrhunderts (Émilie du Châtelet, Sophie de Grouchy, Clémence Royer und Harriet Martineau) mit dem Werk von Jane Marcet, Autorin von *Conversations on the Nature of Political Economy* und erfolgreiche PopularisiererIn politischer Ökonomie im 19. Jahrhundert – mit dem Ziel, die parallelen Absichten und Vorgehensweisen von Übersetzerinnen und PopularisiererIn zu zeigen. Alle vier Übersetzerinnen übersetzten (wirtschafts-)wissenschaftliche Texte zwischen Englisch und Französisch und waren sich dessen bewusst, dass die vordergründige Zielgruppe – Wissenschaftler(*innen)³⁶ – die Texte auch in ihrer Originalsprache lesen konnten. Martineau und ihre Kolleginnen verfolgten mit der Übersetzung also einen bestimmten Telos:

These translations were intended not just to overcome a language barrier that, for an educated population, was no barrier at all, but also to overcome the handicap of material not entirely accessible even in its original language. These translators were “helping” the author to be better understood, both at home and abroad, translating as much for his compatriots as for foreigners. The extent of the “help” varies, but the translations were never completely transparent and faithful to the original. These translations are, in fact, popularizations. At the same time that the language is transformed, the presentation is transformed to make the works more accessible to an imagined audience that, for most translators, was much broader than that addressed by the original author. (Forget 2010:664f.)

Diesen Umstand macht Martineau in ihrem Vorwort zur *Positive Philosophy* sehr explizit, wie in Kapitel 3.2.2 zu sehen sein wird. Auch die anderen Übersetzerinnen schrieben umfassende Vorworte, in denen sie über ihre Tätigkeit reflektierten; und obwohl sie sich dabei stets mangelnde Kreativität und einen sekundären Status zuschrieben, waren sie laut Forget (2010:672) „socially and intellectually powerful, and fully recognized [themselves] as such“. Ihre übertriebene Bescheidenheit scheint eher zweckgerichtet als authentisch zu sein; sie wussten genau, was sie wollten, und nutzten das Übersetzen zum Erreichen ihrer Ziele.

³⁵ Die Zurückhaltung der anderen Übersetzerinnen sollte nicht mit ‚Schwäche‘ gleichgesetzt werden; sie könnte schlicht eine andere Strategie der Annäherung an das Publikum sein. Mit demonstrativer Zurückhaltung kann der Ablehnung des Publikums vorgebeugt und die eigene Botschaft subtiler vermittelt werden. Martineau war nicht unbedingt ‚stärker‘, sondern v.a. ‚lauter‘ indem sie sich männlich konnotierter Diskurse und Handlungspraxen bediente (siehe auch Kapitel 4.5).

³⁶ Für gewöhnlich ist zwar nur von Männern die Rede, ich will aber mögliche Wissenschaftlerinnen nicht ausschließen. Die Klammer drückt eine Stufe der Differenzierung zwischen der Abwesenheit von Frauen (wie bei ‚Politikern‘ – Frauen hatten ja noch nicht einmal das Wahlrecht) und der sicher gegebenen Anwesenheit (wie bei ‚Schriftsteller*innen‘) aus.

Martineau trat im Vergleich sehr selbstbewusst auf: „[She] was a force unto herself – not one who lacked confidence in her intellectual ability or accomplishments.“ (Forget 2010:672) Für alle galt jedenfalls, dass Übersetzung und Original miteinander verschwammen: „Far from a mere ‘echo’ of scientific originality, translation along with other forms of popularization stood alongside scientific treatises as ways of writing science.“ (Forget 2010:675) Diese Frauen betrieben beim Übersetzen also Wissenschaft.

Die umfassendste Betrachtung von Martineau als (Auch-)Übersetzerin ist in Scholls Monographie *Translation, Authorship and the Victorian Professional Woman* (2011) zu finden. Scholl analysiert die literarischen Karrieren von Harriet Martineau, George Eliot und Charlotte Brontë – die allesamt vorrangig als professionelle Schriftstellerinnen bekannt waren, jedoch auch übersetzten. Gemeinsam war ihnen außerdem die „capacity to rewrite texts and discourses, thereby making them their own“ (Scholl 2011:3). Diese selbstbewusste Aneignung bezieht sich auf verschiedene Bereiche ihres Tätigkeitsspektrums, von Übersetzungen über Romane und journalistische Texte hin zum Travel Writing. Grundlegend vertritt Scholl den Standpunkt, dass das Übersetzen für die literarische Laufbahn von Martineau, Eliot und Brontë von zentraler Bedeutung war und sich in allen Aspekten ihrer Literatur manifestiert, „from the topics they engage into the cultural self-consciousness in their style. By translating both literary and cultural ideas, these women gained real authority in the public sphere – an ironic move, given the apparently derivative nature of translation.“ (Scholl 2011:7) Wesentlich sind für sie auch die ‚Master-Pupil‘-Beziehungen zwischen den Übersetzerinnen-Schriftstellerinnen und den sie beeinflussenden Autoritätsfiguren bzw. den (männlichen) Autoren. Bei Martineau geht es z.B. darum, von wem sie in Kindheit und Jugend gelernt hat, inwiefern sie von diesen Autoritätspersonen beeinflusst wird, wie sie sich ihnen unterordnet und wie sie diese Hierarchie schlussendlich überwindet.³⁷ Dasselbe gilt für die Analyse ihrer Übersetzung von Comte: Im Mittelpunkt steht das Verhältnis zwischen ihr als ‚Pupil‘ und ihm als ‚Master‘. Auf Basis von Ausschnitten aus Martineaus Autobiographie und dem Vorwort zur *Positive Philosophy* stellt Scholl (2011:51ff.) fest, dass es sich dabei nicht um eine statische Hierarchie, sondern um ein sehr dynamisches Verhältnis handelt: Martineau stellt Comte zwar als Autoritätsfigur dar, sieht sich aber gleichzeitig trotzdem als ebenbürtig und übernimmt bei ihrer Übersetzung selbst die Master-Rolle. Einerseits stilisiert sie ihn zu einem fast gottgleichen Wesen, andererseits scheut sie es nicht, sein Werk zu kritisieren und radikale Änderungen vorzunehmen. Sie tritt in einen Dialog mit Comte und ist Übersetzerin und Autorin gleichzeitig:

In her translation of Comte’s *Positive Philosophy*, Martineau uses the complexities of this dialogism to her advantage as she brings the particular aspects of Positivism into the English philosophical canon that suit the message she wishes to express. She openly describes her work as abridged and freely translated, provocatively flaunting that she has her own agenda: Martineau is not the typical female translator, hiding behind the original male author, but a competitor with Comte for the centre stage. In this way, she

³⁷ Siehe Kapitel 4.4.

represents the pupil seeking to usurp the master's role. She claims both ownership and responsibility for her text, not just as a translator, but as an author. She is aware that through her translation she is creating an image of Comte for the English public; and as such, she authors both him and the text. The original ironically becomes the translator's clay, having simultaneously influenced the translator's perspective. In this paradigm, the author and translator continue to recreate one another, an image that becomes more literal than metaphorical in the case of Martineau and Comte: Comte liked her translation so much that he included it in his positivist library instead of his own original, a choice which led to Martineau's translation being retranslated for a French readership. (Scholl 2011:51f.)

Ein zentraler Punkt ist also ihre Autorinnenfunktion, die sie als Übersetzerin nie abgibt. Sie versteckt sich nicht hinter einem männlichen Autor, sondern macht sich den Text zu eigen, der durch sie fortlebt.

Dasselbe scheint vice versa auch zu gelten: Wie Scholl in ihren Ausführungen über die *Illustrations* und Martineaus Travel Writing nahelegt, hat sie als Autorin auch immer eine Übersetzerinnenfunktion. Bei den *Illustrations* übersetzt sie Theorie in Praxis und kommentiert den Zustand ihres Heimatlands, indem sie dessen gesellschaftspolitische Problematiken anhand ihrer Einbettung in ein anderes Umfeld, in andere Länder sichtbar macht. Diese Art der kulturellen Übersetzung betreibt sie ebenso beim Travel Writing (vgl. Scholl 2008, 2009, 2011, 2014; siehe auch Kapitel 3.3).

Stark, Forget und Scholl ist also gemeinsam, dass sie Martineau aus einer translationswissenschaftlichen Perspektive betrachten – auch wenn die letzteren beiden eigentlich anderen Disziplinen angehören³⁸ – und sie in eine Reihe mit anderen Übersetzerinnen mit vergleichbarer Geschichte stellen. Alle drei ziehen die Autobiographie und das Vorwort zur *Positive Philosophy* als Material heran, wählen aber nur die eindrucksvollsten Sätze oder Satzfragmente daraus. Vor allem bei Stark und Forget dienen diese eher zur Illustration als als Ausgangspunkt einer detaillierten Diskussion darüber – was aber natürlich keinen Mangel darstellt, da ihre Arbeiten ein anderes Ziel verfolgen als meine. Doch hier möchte ich einhaken: Im folgenden Kapitel will ich Martineaus selbstreflexiven Äußerungen mehr Platz geben und sie eingehender diskutieren. Längere Ausschnitte vermitteln meiner Meinung nach ein aussagekräftigeres Bild als einzelne ‚Schnipsel‘: Einerseits zeigen sie die oft vorhandene Ambivalenz in ihren Aussagen auf und andererseits wird dadurch auch klar, dass nicht nur wenige einzelne Fragmente aus translationswissenschaftlicher Sicht bemerkenswert sind, sondern ihre Texte ganz grundsätzlich das Bild von einer außergewöhnlichen Übersetzerin vermitteln.

³⁸ Wie bereits erwähnt, ist Forget Ökonomin; Scholl ist laut Eigenbezeichnung „Victorianist“ und „Cultural Historian“ (<https://twitter.com/lesascholl>, Stand: 06.11.2017) mit dem Forschungsschwerpunkt auf britischer Literatur des 19. Jahrhunderts. Beide arbeiten mit translationswissenschaftlicher Fundierung und demonstrieren eindrücklich das Potential gelebter Interdisziplinarität.

3. Harriet Martineau als Übersetzerin

Abgesehen von der *Positive Philosophy* sind keine weiteren publizierten Übersetzungen von Martineau bekannt³⁹, doch dieses riesige Werk ist ergiebig genug. Sowohl im Vorwort dazu als auch in ihrer Autobiographie reflektiert sie umfangreich über ihre übersetzerische Tätigkeit – diese Reflexionen bilden die Basis für mein Vorhaben, Martineaus übersetzerische Persönlichkeit zu charakterisieren. Dass dieses Material vorhanden ist, ist keineswegs selbstverständlich: Nur sehr wenige Frauen im 19. Jahrhundert schrieben Autobiographien; und selbst unter diesen stellt Martineau noch eine Ausnahme dar (vgl. Peterson 1986; Sanders 1989). Sie war „the only female autobiographer of the nineteenth century to give anything like ‘her own intellectual history’“ (Sanders 1989:79); ihre Autobiographie ist „an account of genuine moral and intellectual growth“ (Peterson 1986:136). Martineau beschreibt ihren intellektuellen Werdegang in der Tradition der spirituellen Autobiographie – bzw. ihrer säkularen, positivistischen Variante –, die eigentlich Männern vorbehalten war, anstatt sich für eine traditionell ‚weibliche‘ Form der Selbstdarstellung zu entscheiden.⁴⁰ Dadurch wird ihre Autobiographie für Valerie Sanders, die mehrere Autobiographien viktorianischer Frauen analysiert hat, „the most confident, forthright and deliberate work of the group, and perhaps the most interesting“ (1989:130). Martineaus Autobiographie bietet Unmengen an Analysematerial – mit einem sehr kleinen Teil davon beschäftige ich mich in diesem Kapitel; eine größere Rolle wird sie für das nächste Kapitel spielen, in dem ich auf die unterschiedlichen Faktoren eingehe, die ihre übersetzerische Persönlichkeit beeinflusst haben.

Das Vorwort zur *Positive Philosophy* ist in seiner Form ebenfalls außergewöhnlich. Zwar waren Vorworte von Übersetzer*innen zu dieser Zeit an sich durchaus üblich; vor allem die Übersetzer*innen wissenschaftlicher Texte machten gerne davon Gebrauch. Allerdings machte Martineau ihre Gründe und Strategien besonders explizit und schrieb selbstbewusst über ihre Ziele, während andere diese oft zu verschleiern versuchten (vgl. Stark 1999, 2006; Forget 2010,

³⁹ Vereinzelt wird abstrahiert „übersetzte aus dem Französischen“ gesagt (z.B. <http://agso.uni-graz.at/lexikon/klassiker/martineau/29bio.htm>, Stand: 30.11.2017), was nach mehreren Übersetzungen klingt; ich konnte jedoch trotz intensiver Recherche keine Belege für weitere Übersetzungen finden.

⁴⁰ Peterson (1986:124) beschreibt drei Formen der literarischen Selbstdarstellung, die damals unter Frauen gängig waren: private Tagebücher, Familienmemoiren (mit der viktorianischen Sonderform „memoir of the clergyman’s wife“) und autobiographische Romane. Erste waren am weitesten verbreitet, gewöhnlich allerdings nicht zur Veröffentlichung bestimmt bzw. wurden sie nur nach starker Bearbeitung veröffentlicht. Die spirituelle Autobiographie wiederum hatte eine lange Tradition unter protestantischen Männern, v. a. Dissidenten. Ähnlich wie der Bildungsroman folgte sie einem bestimmten Muster, in dem die Phasen der theologischen Entwicklung bis zur ‚Erleuchtung‘ nachgezeichnet wurden. Martineau entschied sich dafür, sich in diese männliche Tradition einzureihen, verwendete anstelle von sprachlichen und bildlichen Elementen aus der Bibel positivistische Terminologie und arrangierte ihren Werdegang gemäß des „great fundamental law“ (PP:27), laut dem die Menschheit drei Entwicklungsphasen durchläuft (vgl. Peterson 137): „the Theological, or fictitious; the Metaphysical, or abstract; and the Scientific, or positive“ (PP:27).

siehe auch Kapitel 2.1.2 und 2.3.4). Insofern ist fast jede Passage aus translationswissenschaftlicher Sicht eine Betrachtung wert.

Durch die bloße Existenz der Autobiographie und des Vorworts ist bereits vor der Analyse deutlich: Martineau war eine selbstbewusste Frau und Übersetzerin, „seeking a place in the public arena“ (Smith 1987:8). Die beiden Texte sind zwar „deliberately constructed“ (Scholl 2011:54) und daher als Datenquellen sicherlich mit Vorsicht zu genießen. Da mein Gegenstand jedoch Martineaus zutiefst subjektiven Ziele und Vorstellungen von sich selbst als Übersetzerin sind, sollte sich aus potentiellen subjektiven Verzerrungen kein Problem ergeben. In Fällen, in denen die Sekundärliteratur Martineaus Selbstdarstellung hinterfragt oder widerspricht, werde ich diese Außenwahrnehmung miteinbeziehen.

Um ihre übersetzerische Persönlichkeit möglichst vollständig zu beleuchten, beschränke ich mich aber nicht auf die *Positive Philosophy*, sondern beginne mit der Rolle, die das Übersetzen für ihre Kindheit und Jugend gespielt hat. Alle Stellen, an denen Martineau in ihrer Autobiographie über das Übersetzen schreibt – wie zu sehen sein wird, sind es es nicht besonders viele –, sind in diesem Kapitel enthalten. Im Anschluss an das übersetzerische Hauptwerk *Positive Philosophy* folgt ein Überblick über ihre übersetzerische Tätigkeit im übertragenen Sinn, die in den *Illustrations of Political Economy*, der Reiseliteratur und dem Roman *Deerbrook* zu finden ist.

3.1. In Kindheit und Jugend

Grundsätzlich nimmt das Übersetzen in Martineaus Autobiographie nur einen kleinen Teil ein. Abgesehen von ihrem späten Großprojekt der *Positive Philosophy* (1853) finden die wenigen Erwähnungen des Übersetzens allesamt in den ersten Kapiteln über ihre Kindheit und Jugend statt. Das – sowie der Umstand, dass keine weiteren publizierten Übersetzungen von Martineau bekannt sind – lässt darauf schließen, dass das Übersetzen im engeren Sinn nur für ihre frühe und späte Lebenszeit von größerer Bedeutung war. Dass sie aber in der Zwischenzeit, der „Hochphase“ ihrer Karriere, im übertragenen Sinn durchaus übersetzerisch tätig war, wird in Kapitel 3.3 zu sehen sein.

Die erste Begegnung mit dem Übersetzen, von der Martineau (AB:47f.) berichtet, ist in den Kontext ihrer Schulbildung eingebettet. Nachdem sie zuvor zuhause unterrichtet worden war, war sie elf Jahre alt, „when that delectable schooling began which I always recur to with clear satisfaction and pleasure“ (AB:47). Zumindest für kurze Zeit durfte sie eine öffentliche Schule besuchen, in der aufgrund sinkender Schülerzahlen temporär auch Mädchen aufgenommen wurden, bevor sie zwei Jahre später geschlossen wurde. Das Lernen bereitete ihr große Freude; besonders an den lateinischen Klassikern fand sie so großen Gefallen, dass sie sogar „the habit of thinking in Latin“ (AB:48) übernahm. Im Sprachunterricht erlebte sie das Übersetzen, in diesem Fall eine Rückübersetzung, als didaktisches Mittel:

Mr. B. one day took a little book out of his pocket, and translated from it a passage which he desired us to turn into Latin verse. My version was precisely the same as the original, except one word (*annosa* for *antiqua*) and the passage was from the Eneid. Tests like these seem to show that we were really well taught, and that our attainment was sound, as far as it went. (AB:48)

Der Rahmen des Sprachunterrichts bedingt ein äquivalenzbezogenes Übersetzungsverständnis: Martineau ist stolz darauf, dass ihre Rückübersetzung bis auf ein Wort genau dem Original entspricht. Durch die Betonung des Resultats als Zeichen ihrer guten Bildung werden zwei Aspekte angesprochen: Einerseits die sozialen Umstände, die die Herausbildung ihrer Fähigkeiten ermöglichen – ohne den Unterricht von guten Lehrenden wäre diese Leistung nicht möglich gewesen –, und andererseits die Funktion des Übersetzens als Mittel des Lernens sowie der Überprüfung des Gelernten. Lernen hatte für Martineau ihr ganzes Leben lang einen sehr hohen Stellenwert, den sie in ihrer Autobiographie auch immer wieder hervorhebt. Insbesondere für ihre Kindheit und Jugend spielte das Lernen eine zentrale Rolle: Intellektuelle Beschäftigung bot ihr die Möglichkeit, vor der leidvollen Lebensrealität, die von Ängsten und gesundheitlichen Problemen geprägt war, zu fliehen. Sowohl in institutionalisierter als auch autodidaktischer Form stellte Bildung – und damit auch das Übersetzen – also eine Form der Therapie für sie dar: „In an intellectual life I found then, as I have found since, refuge from moral suffering, and an always unexhausted spring of moral strength and enjoyment.“ (AB:50)

Dieser Nutzen als Rückzugsraum wird bei der nächsten Erwähnung des Übersetzens in ihrer Autobiographie explizit angesprochen:

When I was young, it was not thought proper for young ladies to study very conspicuously ; and especially with pen in hand. [...] If I ever shut myself into my own room for an hour of solitude, I knew it was at the risk of being sent for to join the sewing-circle [...]. But I won time for what my heart was set upon, nevertheless, — either in the early morning, or late at night. I had a strange passion for translating, in those days ; and a good preparation it proved for the subsequent work of my life. (AB:77f.)

Zu diesem Zeitpunkt war sie 18 Jahre alt und befand sich am Anfang eines Lebensabschnitts, den sie als Übergangsphase „from my entering upon womanhood to my complete establishment in an independent position, as to occupation and the management of my own life“ (AB:75) betrachtet. Mit ihrem Cousin und ihrer Schwester las sie damals u. a. italienische Literatur und versuchte sich neben ihren Übersetzungen lateinischer Klassiker auch an den Sonetten Petrarchs. In diesem Zusammenhang räumt sie dem Übersetzen eine wichtige Funktion als Vorbereitung auf ihr späteres Leben ein.⁴¹ Dass das Übersetzen bei vielen Schriftsteller*innen

⁴¹ Konkret beleuchtet sie die den Aspekt des Übersetzens als Vorbereitung an einem etwas späteren Punkt ihrer Autobiographie, als sie über ihr Schreibverhalten reflektiert. Sie erzählt von der Leichtigkeit, mit der sie sich für Formulierungen entscheidet, die sie im Nachhinein nicht mehr überarbeitet, nach dem Motto „to know first what you want to say and then say it in the first words that occur to you“ (AB:93). Einer der positiven Effekte sei dabei „the mere saving of time and labour“ (AB:94) – einmal mehr wird hier ihr Pragmatismus deutlich. Das Übersetzen sei eine große Hilfe gewesen, um so arbeiten zu können: „I believe that such facility as I have enjoyed has been mainly owing to my unconscious preparatory discipline ; and especially in the practice of translation from various languages [...]“ (AB:94)

als eine Art Vorstufe für das ‚richtige Schreiben‘ diene, ist bekannt – im Gegensatz zu einigen anderen, unter ihnen George Eliot, ließ Martineau das Übersetzen jedoch nicht fallen, nachdem sie sich als Schriftstellerin etabliert hatte. Stattdessen behielt es für sie einen hohen Stellenwert, wie in Kapitel 3.2.1 zu sehen sein wird.

Aus der gleichen Zeit stammt eine Anekdote, die vom übersetzerischen Kräfteressen mit dem Verfasser einer weit verbreiteten und anerkannten Übersetzung erzählt:

Dr. Aikin had translated the *Agricola* of Tacitus. I went into such an enthusiasm over the original, and especially over the celebrated concluding passage, that I thought I would translate it, and correct it by Dr. Aikin's, which I could procure from our public library. I did it, and found my own translation unquestionably the best of the two. I had spent an infinity of pains over it, — word by word ; and I am confident I was not wrong in my judgment. [...] I had beaten him whom I had taken for my master. (AB:78)

Hier wagte Martineau also einen Vergleich zur Überprüfung ihrer Fähigkeiten. Wie zuvor scheint sie eine relativ starre Vorstellung von ‚richtig – falsch‘ bzw. ‚gut – schlecht‘ zu haben, was sie in diesem Fall dazu bringt, sich mit einem bemerkenswerten Maß an Selbstbewusstsein das bessere Zeugnis auszustellen. Anstelle der geplanten Korrektur ihrer Version anhand der von Dr. Aikin, den sie sehr schätzte, stellte sie fest, ihren ‚Master‘ übertroffen zu haben.⁴² Parallelen zur Übersetzung der *Positive Philosophy* sind erkennbar: In beiden Fällen drückt sie ihre größtmögliche Wertschätzung gegenüber des Originals aus und fühlt sich schlussendlich dem jeweiligen ‚Master‘ überlegen, beim ersten Mal dem Übersetzer Aikin und beim zweiten Mal dem Autor Comte (vgl. Scholl 2011:51). Daher kann diese Episode als eine Art Grundstein für die spätere ‚Besiegung‘ von Comte gedeutet werden.

Die Bedeutung eines anderen Aspekts für ihr folgendes Arbeitsleben macht Martineau explizit. Sie berichtet von der Erkenntnis, wie schnell eine menschliche Leistung ihre Bedeutung verlieren könne, und dass diese ihr dabei half „to make me like literary labour more for its own sake, and less for its rewards, than I might otherwise have done“ (AB:79). An diesen Anspruch hielt sie sich – zumindest in ihrer Selbstwahrnehmung – tatsächlich; viele Stellen der Autobiographie erzählen von der intrinsischen Motivation, mit der sie an das Schreiben und an andere Handlungen heranging. Sie zog die Vorhaben durch, die sie für richtig und wichtig hielt, oft unter erschwerten Bedingungen, entgegen vieler Widerstände und ungeachtet äußerer Faktoren wie Geld oder Anerkennung.⁴³

⁴² Der Einfluss solcher ‚Master‘ (meist männliche Autoritätsfiguren) wird immer wieder in der Autobiographie thematisiert; in Kapitel 4.4 werde ich etwas genauer darauf eingehen.

⁴³ Siehe dazu auch Kapitel 3.3.

3.2. Bei der *Positive Philosophy*

Nach den bisher beschriebenen Erfahrungen mit dem Übersetzen dauerte es noch mehrere Jahrzehnte bis zu Martineaus Übersetzung von Auguste Comtes *Cours de Philosophie Positive*. Das Original war zwischen 1830 und 1842 erschienen und behandelte in drei Bänden die Gebiete der Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und Biologie und einen auf drei Bände ausgedehnten Entwurf einer Sozialwissenschaft (vgl. Harrison 2000:10). Der Positivismus wurde darin als neue Philosophie präsentiert, mit der die soziopolitische und moralische Krise der französischen Gesellschaft nach der Revolution bewältigt werden könnte. Durch die Kombination von induktiven und deduktiven Verfahren, die Beobachtung konkreter Phänomene, deren Abstraktion und die Überprüfung von Hypothesen könnten wissenschaftliche Gesetze gebildet werden. Comtes berühmtes Dreistadiengesetz besagte, die Menschheit würde drei Entwicklungsstadien des Wissens bzw. Denkens durchlaufen, um beim Optimalzustand anzukommen: vom theologischen über das metaphysische bis hin zum positiven bzw. wissenschaftlichen Stadium. Während die oben genannten naturwissenschaftlichen Gebiete bereits diese Entwicklung durchgemacht hätten, befände sich die Sozialwissenschaft noch am Anfang; diese würde in ihrem positiven Zustand schlussendlich alles Wissen miteinander verbinden. Sobald alles Wissen auf wissenschaftlichen Gesetzen beruht, würde ein gesellschaftlicher Konsens über die wichtigsten wissenschaftlichen Prinzipien entstehen, der wiederum die Basis für eine stabile Gesellschaft darstellt (vgl. Pickering 2009:2f.).

In der Zwischenzeit hatte sich für Martineau viel verändert: Sie war als Schriftstellerin längst etabliert, hatte ein umfassendes Netzwerk innerhalb und außerhalb der Literatur und war finanziell abgesichert – die bestmöglichen Voraussetzungen für das Schaffen eines literarischen Großprojekts, das sie nach ihren Vorstellungen gestalten konnte, sowie für dessen positive Rezeption. Inzwischen hatte sie sich außerdem von der Religion ab- und der Wissenschaft zugewandt⁴⁴, was als inhaltliche Voraussetzung für eine wertschätzende Beschäftigung mit Comtes Werk unentbehrlich war. Nachdem sie seinen Namen seit einiger Zeit immer wieder gehört hatte und eine „vague notion of the relation of his philosophy to the intellectual and social needs of the time“ (AB2:57) hatte, besorgte sie sich 1851 den ersten Band des *Cours*. Sie hatte gerade erst die *History of England during the Thirty Years' Peace* fertig geschrieben und eigentlich eine Schreibpause angedacht, wurde jedoch sofort in den Bann des Buchs gezogen: Nur zwei Tage, nachdem sie es erhalten hatte, begann sie „to ‘dream’ of translating it ; and on the next night [...] sat up late, —not dreaming, but planning it“ (AB2:57). Kurz darauf bat sie einen Freund – „one of the best-informed men on this matter in the kingdom“ (AB2:57) – um

⁴⁴ Siehe Kapitel 4.7.

dessen Meinung zu ihrer Konzeption. Es ist ein interessantes Detail am Rande, dass der Vorschlag zur Komprimierung von ihm kam:⁴⁵

He emphatically approved my design, — of introducing the work to the notice of a wide portion of the English public who could never read it in the original ; but he proposed a different method of doing it. He said that no results could compensate to me for the toil of translating six volumes in a style like Comte's, and in the form of lectures, whereby much recapitulation was inevitable. He proposed that I should give an abstract of Comte's philosophy, with illustrations of my own devising, in one volume ; or, at most, in two of a moderate size. I was fully disposed to do this ; and I immediately began an analysis, which would, I thought, be useful in whatever form I might decide to put forth the substance. I know no greater luxury, after months of writing, than reading, and making an analysis as one goes. (AB2:58)

Bemerkenswert ist auch der letzte Satz: Die Vorarbeit – und, wie später zu sehen sein wird, auch das Übersetzen an sich – schien für sie eher Entspannung als harte Arbeit zu sein. Auch während der zwei Jahre, in denen sie an der Übersetzung arbeitete, war sie gleichzeitig mit vielen anderen Dingen beschäftigt; beispielsweise schrieb sie Beiträge für die von Charles Dickens herausgegebene Zeitschrift *Household Words*, für die *Westminster Review* und einen Leitartikel pro Woche für die *Daily News*. Die Arbeit an der *Positive Philosophy* war dazu eine angenehme Abwechslung und ging zügig voran; für gewöhnlich bearbeitete sie pro Tag etwa zwanzig bis dreißig Seiten des Ausgangstexts (vgl. AB:273). Nachdem sie ihre Analyse abgeschlossen hatte, ging die Arbeit „swimmingly“ vonstatten – „[a]ll the rest was easy“ (AB2:70).

Zu dieser Leichtigkeit trug auch die Hilfe anderer Leute bei, in finanzieller wie inhaltlicher Hinsicht. Inhaltlicher Beistand kam von dem mit ihr befreundeten Professor Nichol, der ihren Text auf wissenschaftliche Gültigkeit hin überprüfte. Martineau zufolge fand er dabei keine Fehler, was sie beflügelte:

His revision of that portion (in which he found, he said, no mistakes) and the few notes and observations which he inserted, made me easy about the correctness of what I was putting forth ; and I did not run the risk of spoiling the freshness of what I had done so enjoyably by any retouching. It came out precisely as I wrote it, day by day. (AB2:73)

Beachtlich ist hier einerseits die Treffsicherheit ihrer Formulierungen – die sie offenbar genauso wie beim ‚bloßen‘ Schreiben nicht mehr überarbeitete – und andererseits ihr umfassendes fachspezifisches Wissen (in diesem Fall Mathematik, Astronomie und Physik), auf das sie bei der Übersetzung zurückgreifen konnte.

⁴⁵ Hinter der radikalen Maßnahme, durch die ihre Übersetzung auch ungeachtet anderer Faktoren ganz eindeutig als selbstbewusste Aneignung des Originals zu verstehen ist, steht ursprünglich ein Mann, den sie offenbar als Autoritätsfigur sah. In ihrer Autobiographie berichtet sie davon, ungefragte Ratschläge so gut wie gar nicht anzunehmen, grundsätzlich nur selten jemanden um Rat zu bitten und diejenigen Personen sehr überlegt auszuwählen: „I have consulted those only whom I believed to be the very best judges of the case in hand.“ (AB:450) Dass diese trotz ihrer feministischen Haltung und ihrer Bekanntschaft mit vielen intellektuellen Frauen in den meisten Fällen Männer sind, ist ein Aspekt der ambivalenten Spannungsverhältnisse in ihren ‚Master‘- ‚Pupil‘-Beziehungen, die Scholl (2011) untersucht (siehe auch Kapitel 2.3.4, 3.2.2, 4.4 und 4.5).

Finanzielle Unterstützung bekam Martineau von Edward Lombe, einem Anhänger Comtes, der von dessen Werk ebenfalls so begeistert war, dass er es übersetzen wollte, diesen Wunsch jedoch aufgrund seines schlechten Gesundheitszustands nicht verwirklichen konnte. Nachdem er von Martineaus Verleger Chapman – der bereits einige ihrer Werke verlegt hatte und ohne Zögern die Veröffentlichung der Comte-Übersetzung zusagte – von Martineaus Vorhaben erfuhr, schickte er ihr Geld, ohne sie je gesehen zu haben. Damit waren die Produktionskosten gedeckt sowie ein Grundhonorar für Martineau gesichert. Auch ihre eigene Gesundheit befand sich zu dieser Zeit erneut in schlechtem Zustand, sodass sie sogar Vorkehrungen für den Fall ihres Todes vor Fertigstellung der Übersetzung traf (vgl. AB:67).⁴⁶ Doch sie lebte und arbeitete weiter, und der erste Band der *Positive Philosophy* erschien 1853; gute zwei Jahre, nachdem sie die Arbeit daran aufgenommen hatte.

Die Rezeption verlief zweispurig: Zum einen war der Großteil der Kritiken in der britischen Presse aufgrund der propagierten Ideen „extremely hostile“ (Wright 1986:66), zum anderen wurde Martineaus Werk von Philosoph(*innen) sehr positiv aufgenommen. Kritiker nannten es „the *opus magnum* of our century“ (zit. n. Wright 1986:54) und „the best abridgement in the history of philosophy“ (Pickering 2009:150); der Philosoph Grote sagte „[n]ot only is it extremely well done, but it could not be better done“ (zit. n. Harrison 2000:13). George Holyoake, der den Begriff des ‚Säkularismus‘ prägte, pries die Übersetzung als „scientific Bible of Secularism“⁴⁷ und meinte, „[n]ot being a Comtist, she did more for Comte than any other of his disciples have.“ (Holyoake 1877, zit. n. Wright 1986:67f.) Bis auf wenige Ausnahmefälle, in denen sie dafür kritisiert wurde, manche wissenschaftlichen Fehler Comtes nicht richtiggestellt zu haben (vgl. Wright 1986:54), bekam Martineau also kaum direkte negative Kritik. Da der große Teil, der die *Positive Philosophy* grundsätzlich ablehnte, das aus einem ideologischen Konflikt heraus tat, galt die ablehnende Haltung vorrangig Comte und nur indirekt Martineau. Insgesamt erfuhr das Werk, das sich in Frankreich nicht besonders gut verkauft hatte, ein „earlier and more open welcome in England than in France“ (Harrison 2000:19). Zu Beginn verkaufte es sich gut – „stimulating in England for the first time widespread and informed debate on positivism“ (Pickering 2009:150) – und wurde noch im selben Jahr in den USA wiederaufgelegt.⁴⁸ Bis heute gilt Martineaus Übersetzung als die englische Standardübersetzung des *Cours* (vgl. Pickering 2009:154).

⁴⁶ In diesem Fall hätten George Eliot und Henry George Atkinson die Fertigstellung der *Positive Philosophy* übernehmen sollen (vgl. Pichanick 1980:193).

⁴⁷ Holyoake verwendete die Begriffe ‚Säkularismus‘ und ‚Positivismus‘ synonym (vgl. Wright 1986:67).

⁴⁸ Martineaus Wünschen entsprechend wurde der Erlös zwischen ihr, Chapman und Comte gedrittelt. Comte lehnte den Vorschlag zuerst ab; Martineau schickte ihm trotzdem seinen Anteil, um ihm in seiner schlechten finanziellen Lage zu helfen (vgl. Pickering 2009:154).

Comte selbst war von der *Positive Philosophy* begeistert.⁴⁹ In einem wertschätzenden Brief an Martineau erklärte er: „I feel sure that your name will be linked with mine, for you have executed the only one of those works that will survive amongst all those which my fundamental treatise has called forth.“ (zit. n. Harrison 2000:16) Sogar die Eliminierung einer These begrüßte er, da er sich selbst nicht sicher gewesen war. Er ersetzte seine Version in der *Positivist Library (Bibliothèque du prolétaire au dix-neuvième siècle)* durch ihre und empfahl seinen Studierenden, diese fortan zu nutzen. Generell sprach er sich für die weitere Verbreitung und Übersetzung von Martineaus Version aus, und 1871 übersetzte sie der Comtianer Charles Avezac-Lavigne schließlich ins Französische (vgl. Pickering 2009:145ff.). Diese Rückübersetzung stellt eine einzigartige Form der Wertschätzung dar:

It is a singular fact in literary history, and a striking testimony to the merit of Miss Martineau, that the work of a French philosopher should be studied in France in a French retranslation from his English translator – and that at his own formal desire and by his own special followers. (Harrison 2000:13)

Schon bisher spiegelt sich Forgets (2010) zentraler Gedanke wider, dass Martineau als Übersetzerin gleichzeitig auch Wissenschaftlerin war.⁵⁰ Die Präsenz der Lahire'schen Mehrfachleben ist unübersehbar. Auch ein primärer Telos manifestiert sich bereits in der Textauswahl: Mit der Übersetzung eines Werks, das die Wissenschaft gegenüber der Religion durchsetzen will, geht eine aufklärerische Mission der Übersetzerin einher. Auch der vollständige Titel (*The Positive Philosophy of Auguste Comte. Freely Translated and Condensed by Harriet Martineau*) spricht für sich: Erstens wird ihr Name wie der Name einer Autorin positioniert und zweitens ist von Anfang an klar, dass es sich um alles andere als eine ‚treue‘ Übersetzung handelt. Die hierarchische Opposition zwischen Original und Übersetzung, Produktion und Reproduktion (und aus Sicht der feministischen Translationswissenschaft zwischen Weiblichkeit und Männlichkeit) wird also schon im Titel aufgehoben.

Ein anderer Teil der Makroebene gibt ebenfalls Aufschluss über Martineaus Telos: Indem sie über 4000 auf ca. 1000 Seiten reduziert, hat sie die Möglichkeit, gewisse Themen bzw. Aspekte unterschiedlich zu gewichten oder wegzulassen. Beispielsweise übersetzte sie die letzten zehn Seiten, in denen es um Comtes zukünftiges Programm geht, gar nicht. Pickering (2009:147f.) geht davon aus, dass diese Entscheidung auf Martineaus Ablehnung der positivistischen ‚Religion of Humanity‘, wie sie Comte im Sinn hatte, beruhte, was sich auch auf der Mikroebene widerspiegelt: Im restlichen Text verwendete sie weniger religiös konnotierte Ausdrücke als Comte. Scholl (2011:56f.) wiederum hält es für möglich, dass die

⁴⁹ Allerdings hatte er die gesamte *Positive Philosophy* überhaupt nicht gelesen: „Referring to the rules of his ‘cerebral hygiene,’ he read only her preface, the table of contents, and a few sections. That was sufficient for him to conclude she had done an outstanding job.“ (Pickering 2009:145) Dementsprechend dürften ihm auch einige inhaltliche Änderungen, von denen er wahrscheinlich weniger gehalten hätte, entgangen sein.

⁵⁰ Siehe Kapitel 2.3.4.

Auslassung als Form des Protests gegen Comtes misogynen Ansichten fungierte: Er befand Frauen für „mentally inferior but emotionally superior to men, their function being to educate men’s feelings“. Dementsprechend ironisch wirkt Martineaus Handlung, mit der sie sich über manche seiner Inhalte – die letzten Seiten enthielten unter anderem eine Abhandlung über „education and morals“ – einfach hinwegsetzt und demonstriert, ihm nicht unterlegen zu sein. Im ganzen Text schwächte sie sexistische Formulierungen ab und räumte seinen stereotypen Ansichten über Geschlechter weniger Platz ein als anderen Themen.⁵¹ Etwa kürzte sie die Teile zu Wirtschaft und Sklaverei – Themen, die ihr am Herzen lagen – nicht so stark. Diese unterschiedliche Gewichtung dürfte ihre Werte und Ziele widerspiegeln.

Zusammengefasst lassen diese Elemente der Makroebene also auf eine selbstbewusste Übersetzerin schließen, die gleichzeitig Autorin und Wissenschaftlerin ist, sich ihrer Macht bewusst ist, selektiv vorgeht und vorrangig die Aspekte des Positivismus in den britischen Philosophiekanon bringt, die zu ihrer soziopolitischen Agenda passen. Eine Betrachtung der Mikroebene der Übersetzung könnte diese Erkenntnis vertiefen, ist aber nicht Teil dieser Arbeit. Für einen personenzentrierten Ansatz verspricht die Untersuchung von Vorwort und Autobiographie einen größeren Mehrwert; in beiden ist viel über Martineaus Übersetzungs- und Selbstverständnis, ihre Beweggründe, Ziele und Vorgehensweisen zu erfahren.

3.2.1. Darstellung in der Autobiographie

In der Autobiographie nimmt Martineaus Reflexion über die *Positive Philosophy* nicht so viel Platz ein wie die über andere bedeutende Projekte oder Erlebnisse, etwa die *Illustrations* oder ihre Haltung zur Sklaverei-Debatte. Dennoch schildert sie das „singular enjoyment“ (AB2:57), das ihr dieses Projekt brachte, sehr intensiv. Sie nennt die Übersetzung „the greatest literary engagement of my life“ (AB2:70); ihre Freude daran überstieg offenbar die an sämtlichen anderen Werken:

I was much exhausted, — after a summer of abundant authorship in other ways, as well as of social engagement from the number and variety of guests, and the absence of my usual autumn retirement to the sea, or some other quiet place : but the gain was well worth the toil. I find in my diary some very strong expressions of rapture about my task ; and I often said, to myself and others, in the course of it, that I should never enjoy anything so much again. And I believe that if I were now to live and work for twenty years, I could never enjoy any thing more. The vast range of knowledge, through which one is carried so easily, is a prodigious treat ; and yet more, the clear enunciation, and incessant application of principles. [...] I became “strengthened, stablished, settled” on many a great point ; I learned much that I should never otherwise have known, and revived a great deal of early knowledge which I might never otherwise have recalled : and the subdued enthusiasm of my author, his philosophical sensibility, and honest earnestness, and evident enjoyment of his own wide range of views and deep human sympathy, kept the

⁵¹ Martineau kritisierte Comtes frauenfeindliche Haltung also nicht offen, sondern distanziert sich durch ihre abweichende Schwerpunktsetzung und durch die Zurschaustellung ihrer Leistung indirekt (vgl. Honegger & Wobbe 1998:16). Tatsächlich beeindruckte sie ihn mit ihrer Arbeit so sehr, dass er seine Meinung zumindest ein bisschen änderte (vgl. Pickering 2009:329f.).

mind of his pupil in a perpetual and delightful glow. Many a passage of my version did I write with tears falling into my lap ; and many a time did I feel almost stifled for want of the presence of some genial disciple of my instructor, to whom I might speak of his achievement, with some chance of being understood. (AB2:71f.)

Martineaus starke emotionale Involviertheit in das Übersetzungsprojekt ist unübersehbar. Nicht das Resultat, sondern bereits die Arbeit per se lohnt alle ihre Mühen; sie kann sich nicht vorstellen, je eine andere Tätigkeit im gleichen Maße genießen zu können. Dabei stellt sie Comte als ihren genialen Lehrer dar, dessen Lehren sie nachhaltig verändern und stärken, und wirkt in ihrer Glorifizierung des Autors beinahe religiös. Scholl (2011:52f.) spricht von einem „godlike status“, in den Martineau Comte erhebt, stellt aber auch einen Rollenkonflikt fest. Indem Martineau von ihrem früheren, bereits vorhandenen Wissen spricht, das sie wiederbelebt, bleibt das Verhältnis zwischen Autor und Übersetzerin nicht nur hierarchisch, sondern wird um eine dialogische Komponente ergänzt: „[I]t is the idea of shared and growing knowledge in a dynamic master/pupil relationship, and a confusion over whose knowledge it actually is. Indeed, it is not simply reading Comte’s work that induces Martineau’s tears, but the construction of her own version of his philosophy.“ (Scholl 2011:53) Dazu passt auch die angesprochene Entfremdung, die sie durch die intensive Beschäftigung mit seinem Werk erfährt: Ähnlich wie Comte, der sich aufgrund seiner Ideen verfolgt fühlte und die finanzielle Unterstützung wichtiger Persönlichkeiten verlor, erfuhr sie eine Form der intellektuellen Isolation. Sie identifiziert sich mit seinen Leiden und nimmt so eine ihm ebenbürtige Position an; gleichzeitig entsteht aber das Bild von Comte als eine Art Christus (vgl. Scholl 2011:53). Martineau steht hier also im Spannungsverhältnis zwischen begeisterter Schülerin und selbstständiger Lehrerin, zwischen Wissenschaft und quasireligiöser Verehrung. Diese „ambiguous, shifting relationship between author and translator“ (Scholl 2011:52) kommt im Vorwort noch klarer zum Ausdruck.⁵²

Unmittelbar danach erfahren wir viel über ihre Arbeitsweise und ihr Übersetzungsverständnis:

I studied as I went along [...] the subjects of my author, reviving all I had ever known about them, and learning much more. Being thus secure of what I was about, I simply set up the volume on a little desk before me, glanced over a page or a paragraph, and set down its meaning in the briefest and simplest way I could. Thus, my work was not mere translation : it involved quite a different kind of intellectual exercise ; and, much as I enjoy translating, —pleasant as is the finding of equivalent terms, and arranging them harmoniously, —it is pleasanter still to combine with this the work of condensation. To me, in truth, nothing was ever pleasanter: and I had no sympathy with the friends who hoped, as I proceeded, that I should not again occupy myself with translation. I told them that it was like going to school again while doing the useful work of mature age; and that I should relish nothing better than to go on with it as long as I lived. (AB2:72)

⁵² Siehe Kapitel 3.2.2.

Die Übersetzungseinheit besteht zumindest aus einem Absatz oder einer Seite – oder auch aus dem ganzen Text, was Martineau zwar nicht explizit macht, sich aber anhand der Komprimierung von sechs Bänden auf zwei oder der Eliminierung eines Kapitels argumentieren lässt. Übersetzungswissenschaftlich gesehen liegt hier ein ‚moderner‘ Ansatz vor, der allerdings im Rahmen begründet ist – schließlich lässt sich ein Text mit einer wort- oder satzbezogenen Herangehensweise kaum reduzieren. Dementsprechend sieht Martineau ihre Arbeit auch nicht ‚nur‘ als Übersetzen, sondern spricht von einer zusätzlichen anderen Art der intellektuellen Aufgabe. Und es ist erst die Ergänzung durch die Textverdichtung, die sie enthusiastisch werden lässt; vielleicht, weil sie diese Form der Textverarbeitung für herausfordernder hält, oder weil sie auf diese Art mehr Schriftstellerin und damit ‚freier‘ sein kann – der Grund geht nicht hervor, ist aber wohl auch nicht von zentraler Bedeutung. Was Übersetzen für sie genau bedeutet, bleibt uneindeutig: Zum einen scheint es für sie vor allem zu heißen, Äquivalente auf Wort- bzw. Satzebene zu finden, und damit etwas unattraktiver zu sein als die Kombination von Übersetzen und Verdichten. Zum anderen bezeichnet sie das, was sie mit dem *Cours* macht, dennoch als Übersetzung und verteidigt das Übersetzen gegenüber der gesellschaftlich vorherrschenden Geringschätzung. Auch der Vergleich mit der Schule kann als ab- oder aufwertend interpretiert werden: Einerseits klingt das Übersetzen hier als an sich niedrige, unreife Tätigkeit, die erst durch die zusätzliche „useful work of mature age“ (das eigene Schreiben, die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Inhalten und deren Verbreitung) sinnvoll wird. Andererseits könnte damit einfach die große Freude am Lernen gemeint sein, die Martineau sowohl bei der Übersetzung als auch in der Schule hatte. Die ‚nützliche, reife Arbeit‘ wäre in dem Fall die Mission der Bearbeitung und Verbreitung eines Schlüsseltexts – im Gegensatz zur Übersetzung bereits übersetzter Lateinklassiker ohne weiteren Nutzen.

Was aber jedenfalls klar hervorgeht, ist ihre Leidenschaft für diese Tätigkeit. Sie sieht das Übersetzen als Lebensbegleiterin, die sie möglichst bis zum Lebensende behalten will – ohne Rücksicht auf die Meinung anderer. Im Zuge ihrer Comte-Übersetzung stieß sie immer wieder auf Ablehnung und Widerstand; viele hielten vom Autor und seinen Ideen nur wenig und gingen zum Teil während des Übersetzungsprozesses direkt auf sie zu. „I might fill many pages with anecdotes of the blunders about Comte made by critics who assume to understand their subject“, schreibt Martineau dazu (AB2:75); doch sie war stets überzeugt davon, Recht zu haben und verfolgte ihr Ziel mit starkem Willen. Dieses Agieren gegen den Strom kennzeichnet ihr ganzes Leben, vor allem aber ebendiese späte Lebensphase, in der auch die *Positive Philosophy* entstand: Dadurch, dass sie sowohl den Mesmerismus als alternative Heilmethode als auch die Überlegenheit der Wissenschaft gegenüber der Religion propagierte, machte sie sich

wissentlich unbeliebt – sah darin allerdings den Vorteil, ‚echte‘ Freund*innen und Gleichgesinnte von den anderen trennen zu können (vgl. AB:475ff., 496f.).⁵³

Unter Inkaufnahme aller negativen Konsequenzen versuchte sie stets, die „Wahrheit“ zu finden und unter die Menschen zu bringen. Sie glaubte daran, dass sich die Menschheit nur auf diese Weise positiv weiterentwickeln konnte und sah „science as the only source of, not only enlightenment, but wisdom, goodness and happiness“ (AB2:26). Dafür boten ihr Comtes Lehren ein ideales Gerüst. Das Ausmaß ihrer Identifikation mit seiner Philosophie wird auch dadurch deutlich, dass sie sich in ihrer Autobiographie viel Platz nimmt, um inhaltlich darüber zu reflektieren. Sie gibt an, dass die intensive Beschäftigung mit Comtes Werk ihre grundlegende Sichtweise auf die Welt langfristig veränderte:

The long study of Comte had deeply impressed on me the imagery of the glorious hierarchy of the sciences which he has exhibited. The time was gone by when I could look at objects as mere surface, or separate existences ; and since that late labour of love, I had more than ever seen the alliance and concert of the heavenly bodies, and the mutual action and interior composition of the substances which I used to regard as one in themselves, and unconnected in respect to each other. (AB2:90)

Die Arbeit an der *Positive Philosophy* ist für Martineau wesentlich mehr als nur eine Übersetzung, die sie nebenbei verfasst. Es ist eine „labour of love“; sie fühlt sich mit den Inhalten zutiefst verbunden und will sie anderen Menschen aus größter Überzeugung vermitteln. Sie will den Horizont ihres Publikums erweitern, so wie ihr eigener erweitert wurde. Martineau scheint Comtes Philosophie nicht nur sehr nahe zu stehen, sondern sie geradezu zu verkörpern. Eine kritische Distanz ist in der Autobiographie nicht vorhanden, sondern nur aus wenigen Passagen im Vorwort der Übersetzung und indirekt durch ihre inhaltlichen Änderungen ableitbar.

Zusammengefasst lässt sich Martineau also bisher als emotional involvierte, leidenschaftliche Übersetzerin charakterisieren, deren Telos aus Lernen, Vereinfachen und Verbreiten besteht. Sie vereint vermeintliche Widersprüche in sich, ist gleichzeitig Schülerin und Lehrerin, Wissenschaftlerin und quasireligiöse Anhängerin, Übersetzerin und Schriftstellerin, Unterlegene und Autoritätsperson. Mit starkem Willen und großem Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten arbeitet sie zielgerichtet für das, was sie für richtig hält, entgegen sozialer oder gesundheitlicher Widerstände. Sie ist in mehrerlei Hinsicht äußerst umtriebig, arbeitet an verschiedenen Dingen parallel und hat ein Netzwerk an Menschen, das ihr Vorteile bringt. Viele dieser Punkte werden sich bei der Analyse des Vorworts im folgenden Unterkapitel ebenfalls zeigen.

⁵³ Die wissenschaftsfreundliche bzw. religionskritische Haltung kommt am stärksten im Werk *Letters on the Laws of Man's Nature and Development* (1851) zum Ausdruck, ein Briefwechsel zwischen Martineau und ihrem Bekannten bzw. Mentor Henry Atkinson. Ihre Befürwortung des Mesmerismus verschriftlichte sie in *Letters on Mesmerism* (1845). In beiden Fällen brach sie nach der Veröffentlichung mit vielen ihrer Bekannten und sogar mit Teilen ihrer Familie. (vgl. AB:475ff., 496f.)

3.2.2. Darstellung im Vorwort zur *Positive Philosophy*

An Martineaus Vorwort zu *Positive Philosophy* ist besonders interessant, dass sie viele ihrer übersetzerischen Teloï explizit macht und zum Teil auch hierarchisch reiht. Sie beginnt mit der grundsätzlichen Frage nach der Existenzberechtigung ihrer Übersetzung:

It may appear strange that, in these days, when the French language is almost as familiar to English readers as their own, I should have spent many months in rendering into English a work which presents no difficulties of language, and which is undoubtedly known to all philosophical students. [...] It may appear to be a needless labour to render into our own tongue what is clearly existing in so many of the minds which are guiding and forming popular views. But it was not without reason that I undertook so serious a labour [...]. (PP:18)

Hier thematisiert sie ihr Bewusstsein für die soziohistorischen Umstände und deren Einfluss auf die Erwartungshaltung des potentiellen Publikums. Vor allem im 18. Jahrhundert war Französisch noch die europäische lingua franca; zwar verlor die Sprache zunehmend diesen Status, wurde von den Gebildeten für gewöhnlich aber zumindest passiv verstanden. Es gab also keine großen sprachlichen Hindernisse, und die Zielgruppe des Originals war ohnehin bereits mit dem Werk vertraut. „For whom, then, was she writing? If scientists had no need of the translations, then who did?“, fragt Forget (2010:664). Martineau führt im Anschluss mehrere Gründe für ihre Unternehmung an und beantwortet damit unter anderem die Frage nach dem ‚Für wen‘. Doch auch ohne ihre genauen Gründe zu kennen, ist bereits klar, dass sie bei ihrer Version eine Änderung bzw. Erweiterung der Zielgruppe beabsichtigt, die über die gewöhnlichen Unterschiede der Zielgruppen von Original und Übersetzung hinausgeht.

Außerdem wird deutlich, dass sie nicht einfach ‚dahinübersetzt‘, sondern viel über ihre Tätigkeit reflektiert. Ihre Erklärungen dürften allerdings nicht nur auf ihr eigenes Reflexions- und Mitteilungsbedürfnis zurückzuführen sein, sondern auch auf ihre Absicht, potentiellen Kritiker*innen von Anfang an den Wind aus den Segeln zu nehmen. Für Scholl (2011:53f.) wirft vor allem das Ausmaß der Heroisierung von Comte die Frage auf, wie viel Martineau aus reiner Überzeugung schreibt. Während Martineaus Lobreden in der Autobiographie noch als der Textsorte entsprechend wirken, geht sie im Vorwort teilweise einen Schritt weiter. Es scheint ein wesentlicher Zweck des Vorworts zu sein, ihre Begeisterung für Comte öffentlich darzulegen – möglicherweise um ihren Geldgeber Lombe und andere einflussreiche Personen, die Comte selbst verehrten, ihrer Übersetzung gegenüber wohlwollend zu stimmen. Inwieweit Martineau tatsächlich von diesen Umständen beeinflusst war, lässt sich nicht klären; doch diese Überlegung muss für die Analyse als Faktor miteinbezogen werden.

Bereits bei der Ausführung des ersten Grunds für ihre Übersetzung zelebriert sie ihre Wertschätzung für Comte:

One reason, though not the chief, was that it seems to me unfair, through fear or indolence, to use the benefits conferred on us by M. Comte without acknowledgment. [...] Before the end of the century, society at large will have become aware that this work is one of the chief honours of the century, and that its author's name will rank with those of the worthies who have illustrated former ages: but it does not seem to me right to assist in delaying the recognition till the author of so noble a service is beyond the reach of our gratitude and honour: and that it is demoralizing to ourselves to accept and use such a boon as he has given us in a silence which is in fact ingratitude. [...] Sympathy and fellowship will, I trust, be awakened and extended in proportion to the spread among us of a popular knowledge of what M. Comte has done: and this hope was one reason, though, as I have said, not the chief, for my undertaking to reproduce his work in England in a form as popular as its nature admits. (PP:18f.)

Sie nennt sein Werk als eines der wichtigsten ihrer Zeit und ist der Meinung, die ihm dafür zustehende gesellschaftliche Anerkennung sei noch nicht erreicht. Seine Verdienste in Schweigen anzunehmen heiße undankbar zu sein, und dieses Schweigen will sie brechen, indem sie sein Werk verbreitet und damit dessen Wertschätzung ankurbelt: Die größere Reichweite würde eine steigende Anerkennung bewirken. Sie sieht ihre Aufgabe bzw. ihren Telos also im Verbreiten einer Sache, die sie für wichtig hält, von einem Menschen, den sie als Genie empfindet, um ebendiesem Menschen seinen Status als Genie in der Gesellschaft zu sichern. Als Übersetzerin kann sie den Einfluss von Autor*innen, Werken und Denkrichtungen mitbestimmen, und dieser Macht ist sie sich vollkommen bewusst. Martineau ist hier eine mächtige PopularisiererIn von Ideen, eine Aufklärerin und Erzieherin der Gesellschaft. Trotz der Verherrlichung Comtes wirkt sie weniger wie eine hrige Schülerin oder Assistentin eines übermächtigen Wissenschaftlers als eine ebenbürtige Verbündete, die sich dafür entscheidet, ihre Fähigkeiten in diesem Fall in seinen Dienst bzw. in den Dienst der Wissenschaft selbst zu stellen. Da sie sich der Aufgabe offenbar mehr als gewachsen fühlt, übernimmt sie auch (wissenschaftliche) Autorität – ebenso wie durch die Tatsache, dass sie über die Bedeutung des Werks und seine Berühmtheit unmissverständlich urteilt.

Dass sie sich keineswegs als passive, unterlegene Übersetzerin sieht, wird in der darauffolgenden Passage noch viel deutlicher:

A stronger reason was that M. Comte's work, in its original form, does no justice to its importance, even in France; and much less in England. It is in the form of lectures, the delivery of which was spread over a long course of years; and this extension of time necessitated an amount of recapitulation very injurious to its interest and philosophical aspect. M. Comte's style is singular. It is at the same time rich and diffuse. Every sentence is full fraught with meaning; yet it is overloaded with words. His scrupulous honesty leads him to guard his enunciations with epithets so constantly repeated, that though, to his own mind, they are necessary in each individual instance, they become wearisome, especially towards the end of his work, and lose their effect by constant repetition. This practice, which might be strength in a series of instructions spread over twenty years, becomes weakness when those instructions are presented as a whole; and it appeared to me worth while to condense his work, if I undertook nothing more, in order to divest it of the disadvantages arising from redundancy alone. [...] What I have given in these two volumes occupies in the original six volumes averaging nearly eight hundred pages: and yet I believe it will be found that nothing essential to either statement or illustration is omitted. (PP:19)

Nachdem Martineau Comte gerade noch inhaltlich hochgelobt hat, bemängelt sie ihn anschließend auf sprachlich-formaler Ebene, genauer gesagt für seinen Umgang mit der

Textsorte: Für sein ursprüngliches ‚Original‘, d.h. für seine Vorlesungen, hält sie seine Herangehensweise für angemessen, für die Buchform jedoch nicht. Sie selbst, die ja für ihre Eloquenz bekannt und geschätzt war, kritisiert ihn dafür, nicht auf den Punkt zu kommen und zu viele redundante Formulierungen zu verwenden.⁵⁴ Man könnte auch sagen: Sie wirft ihm vor, dass die notwendige Übersetzung seinerseits – von der Vorlesungsform in die Buchform – fehlt. Hier spielt sie ihre Karte als erfahrene, anerkannte Texterin aus, die weiß, wie Texte funktionieren und auf das Zielpublikum wirken. Das geht so weit, dass sie feststellt, trotz ihrer radikalen Komprimierung nichts Wichtiges weggelassen zu haben. Für Scholl, die sich vor allem mit dem ‚Pupil‘-, ‚Master‘-Verhältnis zwischen Martineau und Comte auseinandersetzt, ist das der Moment, in dem Martineau die Hierarchie umdreht und sich im Gegensatz zu vorher „almost as his saviour from intellectual obscurity“ (Scholl 2011:57, H.i.O.) darstellt. Zusammengefasst ist sie also die überlegene Schriftstellerin, die sich ein Urteil über andere Texte erlauben und diese besser machen kann; ihr Telos ist es, den Inhalt funktionaler zu verpacken und dem Text so besser gerecht zu werden als der Originalautor, den sie in dieser Hinsicht für gescheitert erklärt.

Der primäre Telos der Übersetzung⁵⁵ zielt also nicht nur auf die Überwindung einer bloßen Fremdsprachbarriere ab, die für gebildete Leser*innen kein Problem darstellt, sondern auf die Überwindung der Sprach-/Funktionsbarriere, die bereits die Zugänglichkeit in der Originalsprache erschwert. Martineau will Comte dabei helfen, grundsätzlich besser verstanden zu werden, unabhängig von der Erstsprache und den Französischkenntnissen des Publikums. Ihre Übersetzung ist vor allem eine Popularisierung und ihr Zielpublikum wesentlich größer als das von Comte ursprünglich anvisierte (vgl. Forget 210:665). Diese Tatsache macht Martineau explizit, als sie ihre wichtigste Motivation beschreibt:

My strongest inducement to this enterprise was my deep conviction of our need of this book in my own country, in a form which renders it accessible to the largest number of intelligent readers. We are living in a remarkable time, when the conflict of opinions renders a firm foundation of knowledge indispensable, not only to our intellectual, moral and social progress, but to our holding such ground as we have gained from former ages. [...] The growth of a scientific taste among the working classes of this country is one of the most striking of the signs of the times. [...] That such a disposition should be baffled, and such study rendered almost ineffectual, by the desultory character of scientific exposition in England, while such a work as Comte's was in existence, was not to be borne, if a year or two of humble toil could help, more or less, to supply the need. (PP:19f.)

⁵⁴ Mit dieser Kritik ist sie nicht alleine: Auch seine Biographen scheinen sich über seinen einzigartigen „very formal, artificial, and undoubtedly cumbrous style“ (Harrison 2000:12) einig zu sein. Harrison (2000:16) merkt jedoch an, dass trotz dieser sprachlichen Schwerfälligkeit jedes Wort bedeutungstragend war und Martineaus Verdichtung daher sehr wohl mit inhaltlichen Verlusten einhergeht: „Miss Martineau seized the dominant idea of each sentence or rather paragraph – not without much sacrifice of the continuity of thought, no little loss in precision and accuracy of definition, sometimes a serious omission of an important matter – but on the whole with an extraordinary gain to the freshness of impression on the general reader.“

⁵⁵ Siehe Kapitel 1.1.

Sie thematisiert die Notwendigkeit von Wissen und Wissenschaft für die breite Gesellschaft, vor allem in Zeiten soziopolitischer Umbrüche.⁵⁶ Da sich die mittleren und unteren Schichten vermehrt für Wissenschaft interessieren, die ihnen aber im aktuellen Zustand nichts bieten kann, sieht es Martineau als ihre Aufgabe, die *Positive Philosophy* so niederschwellig wie möglich zu halten. Ihr Telos ist der Wissenstransfer für die breite Masse. Sie war stets davon überzeugt, dass sich die Menschheit nur mit Wissen positiv weiterentwickeln könnte: „Science, (or the knowledge of fact, inducing the discovery of laws) is the sole and the eternal basis of wisdom,—and therefore of human morality and peace.“ (AB2:28) Insofern kann man – wenn auch etwas überspitzt – wohl davon sprechen, dass es ihr hintergründiges Ziel ist, die Welt zu verbessern. Ihr starkes Selbstbewusstsein ist unverkennbar; sie gesteht sich die Fähigkeit zu, ein breites gesellschaftliches Bedürfnis, nämlich den Wissensdurst der ‚Working Class‘ zumindest teilweise zu stillen, was andere Wissenschaftler*innen bisher nicht geschafft haben. Meine Betonung liegt hier durchaus auf dem Wort ‚andere‘; es wird immer klarer, dass Martineau eine von ihnen ist, da sie tatsächlich ‚Wissen schafft‘. Die Übersetzerin Martineau ist also auch Wissenschaftlerin und Wissensvermittlerin; und sie scheint – gemeinsam mit Comte – die Gesellschaft ‚retten‘ zu wollen. Deren problematischen Zustand und die Therapie durch Comte – und damit indirekt durch sie – beschreibt sie drastisch:

The supreme dread of every one who cares for the good of nation or race is that men should be adrift for want of an anchorage for their convictions. I believe that no one questions that a very large proportion of our people are now so adrift. With pain and fear, we see that a multitude, who might and should be among the wisest and best of our citizens, are alienated for ever from the kind of faith which sufficed for all in an organic period which has passed away, while no one has presented to them, and they cannot obtain for themselves, any ground of conviction as firm and clear as that which sufficed for our fathers in their day. The moral dangers of such a state of fluctuation as has thus arisen are fearful in the extreme [...]. The work of M. Comte is unquestionably the greatest single effort that has been made to obviate this kind of danger [...]. Whatever else may be thought of that work, it will not be denied that it ascertains with singular sagacity and soundness the foundations of human knowledge, and its true object and scope [...]. The time will come when the book itself will [...] be most discussed on account of the deficiencies [...] and when his philosophy will sustain amplifications of which he himself does not dream. It must be so, in the inevitable growth of knowledge and evolution of philosophy; and [...] it is only a true book that could survive to be so treated: but, in the meantime, it gives us the basis that we demand, and the principle of action that we want [...] — perhaps more than could have been given by any other mind of our time. (PP:20f.)

Obwohl sie sich auch hier natürlich wieder klar in die Wissenschaft einreihet, klingt sie geradezu religiös: „[S]he becomes the evangelical preacher, speaking in apocalyptic allusions.“ (Scholl 2011:53) Die Grundaussage ist dieselbe wie zuvor, allerdings geht Martineau hier noch weiter: Sie stellt die gesellschaftliche Verunsicherung als ernsthafte Bedrohung für die Nation bzw. sogar für die Menschheit dar, der nur mit Wissenschaft entgegengewirkt werden kann. Während es zuvor noch der ‚harmlosere‘ Wissensdurst der Bevölkerung war, der für deren positive Weiterentwicklung gestillt werden sollte, haben wir es jetzt mit einer abstrakteren

⁵⁶ Siehe Kapitel 2.1.

soziologischen Beobachtung zu tun: Der Niedergang der Religion bedeutet den Verlust eines lange gepflegten Gerüsts, das die Gesellschaft stabil hielt; die Abwesenheit eines solchen Gerüsts führt zum (moralischen) Verfall, weshalb ein neuer Orientierungsrahmen gebraucht wird – den Martineau in der Wissenschaft, und spezifischer in Comtes Werk, sieht. Sie verbindet Wissenschaftlichkeit und Pragmatismus: Sie geht nicht davon aus, dass Comtes Philosophie für immer gültig bleibt, und hält Kritik und Fortschritt für unabwendbar und notwendig, doch für die gegebene Situation kann die *Positive Philosophy* genau den neuen Denk- und Handlungsrahmen bieten, den die Menschen so dringen brauchen – unabhängig davon, ob sie das selbst auch so sehen. Der zuvor angesprochene ‚höhere‘ Telos des Weltverbesserns steht hier also im Vordergrund; die konkrete Befriedigung eines menschlichen Bedürfnisses wird in einen größeren Kontext gesetzt. Sie ist hier also gleichzeitig eine moralische Instanz, die die Lösung für das größte Problem der Zeit quasireligiös predigt, sowie Wissenschaftlerin und im konkreten Fall Soziologin.

Nachdem sich ihr Vorwort bisher auf „our master“ Comte (PP:21) und seine Leistungen fokussiert hat, und ihre eigene Position vor allem indirekt von seiner abgeleitet hat, verschiebt sich der Schwerpunkt, als sie nicht mehr über ihre Gründe für die Übersetzung, sondern über ihre Herangehensweise reflektiert. Die Überwindung der Autorität des Autors wird gewissermaßen auch formal ausgedrückt: Im zweiten Teil des Vorworts scheint das Werk vielmehr ihre Sache zu sein als seine.

As to the method I have pursued with my work, — there will be different opinions about it, of course. Some will wish that there had been no omissions, while others would have complained of length and heaviness, if I had offered a complete translation. Some will ask why it is not a close version as far as it goes; and others, I have reason to believe, would have preferred a brief account, out of my own mind, of what Comte's philosophy is, accompanied by illustrations of my own devising. A wider expectation seems to be that I should record my own dissent, and that of some critics of much more weight, from certain of M. Comte's views. I thought long and anxiously of this; and I was not insensible to the temptation of entering my protest, here and there, against a statement, a conclusion, or a method of treatment. I should have been better satisfied still to have adduced some critical opinions of much higher value than any of mine can be. But my deliberate conclusion was that this was not the place nor the occasion for any such controversy. What I engaged to do was to present M. Comte's first great work in a useful form for English study: and it appears to me that it would be presumptuous to thrust in my own criticisms, and out of place to insert those of others. Those others can speak for themselves, and the readers of the book can criticize it for themselves. No doubt, they may be trusted not to mistake my silence for assent, nor to charge me with neglect of such criticism as the work has already evoked in this country. [...] In short, I have endeavoured to bring M. Comte and his English readers face to face, with as little drawbacks as possible from intervention. (PP:22)

Zunächst thematisiert sie die möglichen Erwartungshaltungen des Publikums und kommt zum Schluss, dass es unmöglich ist, allen gerecht zu werden. Es ist die altbekannte Frage nach den Loyalitäten beim Übersetzen, und sie scheint für sich eine Antwort darauf gefunden zu haben: Sie nimmt ihren persönlichen Telos, das Werk (auf Englisch) zugänglich zu machen, für wichtiger als die Erwartungen anderer; ihre Priorität ist also die Loyalität zu sich selbst. Einen weiteren zentralen Telos versucht sie hier allerdings so gut wie möglich zu verschleiern:

Aufgrund ihrer inhaltlichen Auslassungen und der unterschiedlichen Gewichtung verschiedener Themen ist nicht zu leugnen, dass sie sehr wohl das Anliegen hatte, ihre Kritik an Comte einzubringen. Zwar tat sie das nicht ganz offensichtlich, aber doch. Hier hingegen stellt sie sich wesentlich passiver dar als sie tatsächlich handelte. Sie spricht zwar explizit an, mit Comte nicht immer einer Meinung zu sein und ihr Schweigen nicht als Zustimmung verstanden haben zu wollen, gibt jedoch an, sich nicht einmischen zu wollen, nichts Essentielles ausgelassen zu haben und ‚nur‘ seine Gedanken in eine nützliche Form verpackt zu haben. Im Grunde leugnet sie hier also ihre politisch motivierten Eingriffe, ihren translatorischen Aktivismus – möglicherweise mit dem Ziel, sich auf diese Weise nicht angreifbar und damit ihre Eingriffe effektiver zu machen.

Was sie jedoch unmissverständlich klarstellt, ist die Tatsache, dass sie sich für die Übersetzung dennoch viele Freiheiten genommen hat:

This by no means implies that the translation is a close one. It is a very free translation. It is more a condensation than an abridgment: but it is an abridgment too. My object was to convey the meaning of the original in the clearest way I could; and to this all other considerations here made to yield. The serious view that I have taken of my enterprise is proved by the amount of labour and of pecuniary sacrifice that I have devoted to my task. Where I have erred, it is from want of ability, for I have taken all the pains I could. (PP:22f.)

Sie beschreibt ihre Übersetzung nicht als nah am Original, sondern als sehr frei – „provocatively flaunting that she has her own agenda“ (Scholl 2011:51). Indem sie die sinnngemäße Vermittlung von Comtes Inhalten als Telos nennt, stellt sie sich einerseits zwar gewissermaßen als ‚treue‘ Übersetzerin dar und nimmt somit Kritiker*innen die Angriffsfläche, andererseits eröffnet sich genau dadurch natürlich auch ein Handlungsspielraum: Da der Sinn dem Text nicht inhärent ist, kommt es auf ihre Interpretation und deren anschließende Verarbeitung in ihrem Text an. So hat sie die Möglichkeit, selbst unter dem Deckmantel der sinnngemäßen Übersetzung ihre eigenen Ansichten einzubringen (vgl. Scholl 2011:56). Ein weiterer Punkt, den sie hier betont, ist die Ernsthaftigkeit, mit der sie an die Übersetzung herangeht. Wie ich in Kapitel 3.3 noch aufgreifen werde, sah Martineau das Schreiben immer als professionelles Geschäft, für das sie stets hart arbeitete und keine Mühen scheute, um ihre eigenen hohen Anforderungen so gut wie möglich zu erfüllen.

Zu ihren hohen Anforderungen zählt auch die inhaltliche Richtigkeit des Texts. Wie in Kapitel 3.2 bereits erwähnt, konnte sie hierfür Gebrauch von ihrem vielfältigen Netzwerk machen:

One suggestion that I made to Mr. Comte, and that he approved, was that the three sections — Mathematics, Astronomy, and Physics — should be revised by a qualified man of science. My personal friend, Professor Nichol, of Glasgow, was kind enough to undertake this service. [...] He suggested nothing material in the way of alteration, in the case of the first two sections [...]. But more had to be done with regard to the treatment of Physics. Every reader will see that that section is the weakest part of the book, in regard both to the organization and the details of the subject. [...] The choice lay therefore between almost re-writing this portion of M. Comte's work, or so largely abridging it that only a skeleton

presentment of general principles should remain. But as the system of Positive Philosophy is much less an Expository than a Critical work, the latter alternative alone seemed open, under due consideration of justice to the Author. I have adopted therefore the plan of extensive omissions [...]. With the reservation I have made, I am bound to take the entire responsibility, — the Work being absolutely and wholly my own. (PP:23f.)

Auch wenn die ‚ausführende‘ wissenschaftliche Autorität einem ‚Mann vom Fach‘ zugeschrieben wird, ist es doch Martineau selbst, die ursprünglich beschließt, Comtes Text überhaupt inhaltlich überprüfen zu lassen. Damit übernimmt sie ebenfalls wissenschaftliche Autorität. Noch klarer zeigt das ihr eindeutiges Urteil über die Schwäche des Physikkapitels, das sie zwar möglicherweise von Nichol übernommen hat, aber durchaus nach ihrer eigenen Meinung klingt.⁵⁷ Sie nimmt es sich heraus, den Text im Sinne der ‚Wahrheit‘ zu ändern. Einer ihrer Teloi ist also eindeutig die Verbesserung des Originals, was bei den genannten Beispielen auch ersichtlich war. Die Wahl der Änderungsstrategie – Neuschreiben vs. Kürzen (wobei sich die Frage stellt, ob die beiden Varianten überhaupt klar voneinander abgrenzbar sind) – begründet sie einmal mehr mit der Funktion des Texts. Sie gibt zwar auch an, Comte nicht Unrecht tun zu wollen, aber damit ist wohl weniger seine persönliche Sicht der Dinge als die beabsichtigte Funktion des Texts gemeint.

Der bemerkenswerteste Punkt dieser Passage ist allerdings der letzte Satz. Sie übernimmt explizit die Verantwortung für den Text und deklariert ihn voll und ganz als ihren, was für Übersetzer*innen allgemein unüblich ist. Hier verschwimmen die Grenzen zwischen Übersetzer*innen- und Autor*innenschaft eindeutig: Das eine schließt das andere nicht aus, sondern impliziert es. Die Übersetzerin Martineau stattet sich also nicht ‚nur‘ mit moralischer und wissenschaftlicher, sondern auch mit schriftstellerischer Autorität aus.

Wie ich bereits in Kapitel 3.2 festgestellt habe, ist der übersetzerische Telos auch von der Auswahl des Texts ableitbar. Die Auswahl des *Cours* deutet klar auf das Ziel des Wissenstransfers, der Aufklärung, der Promotion der Wissenschaft gegenüber der Religion. Martineau war sich bewusst, sich damit nicht nur Freund*innen zu machen:

During the whole course of my long task, it has appealed to me that Comte's work is the strongest embodied rebuke ever given to that form of theological intolerance which censures Positive Philosophy for pride of reason and lowness of morals. The imputation will not be dropped, and the enmity of the religious world to the book will not slacken for its appearing among us in an English version. It cannot be otherwise. The theological world cannot but hate a book which treats of theological belief as a transient state of the human mind. (PP:24)

⁵⁷ Hier meine ich unter anderem die Formulierung: Sie lässt in diesem Satz formal nicht Prof. Nichol sprechen und urteilen, sondern stellt die Schwäche als gegebenen Fakt dar. Damit knüpfe ich an die Feststellung von Sanders (1989:133) an, dass sich Martineaus Entwicklung von einem ängstlichen Kind mit wenig Selbstwertgefühl hin zu einer äußerst selbstüberzeugten erwachsenen Frau in den Satzstrukturen der Autobiographie widerspiegelt: Die Sätze sind zu Beginn überwiegend passiv formuliert und werden im weiteren Verlauf immer häufiger aktiv.

Um das zu tun, was sie für richtig hält, nimmt sie den ‚Hass‘ der religiösen Welt in Kauf. Sie scheint die Ablehnung sogar als Bestätigung zu nehmen und Freude daran zu haben, sie zu provozieren. Es wird einmal mehr klar, dass sie ihre übersetzerischen Teloi sehr ernst nimmt und ihren Überzeugungen trotz aller erwartbaren negativen Konsequenzen folgt. Wie sehr sie inhaltlich hinter dem Werk steht, zeigt sich auch daran, dass der Rest ihres Vorworts aus wissenschaftsphilosophischen Überlegungen besteht, bei denen sie Partei für den Positivismus ergreift. Dass der Positivismus für sie den einzigen logischen Fortschritt darstellt, ist im folgenden Zitat besonders sichtbar:

My hope is that this book may achieve, besides the purposes entertained by its author, the one more that he did not intend, of conveying a sufficient rebuke to those who, in theological selfishness or metaphysical pride, speak evil of a philosophy which is too lofty and too simple, too humble and too generous, for the habit of their minds. The case is clear. The law of progress is conspicuously at work throughout human history. The only field of progress is now that of Positive Philosophy [...]. (PP:25f.)

Außerdem macht sie hier einen Telos explizit, der über die Intentionen von Comte hinausgeht: Die Zurechtweisung der ‚Ungläubigen‘. Allerspätestens jetzt ist Martineau „active, no longer a mere instrument of the original author, but a master in her own right“ (Scholl 2011:57).

3.3. Als Übersetzerin im weiteren Sinn

In ihrer Autobiographie wird klar, dass Martineau sich hauptsächlich – oder ausschließlich – als Autorin sieht; die anderen Labels werden ihr vor allem von Wissenschaftler*innen im Nachhinein zugeschrieben. Sie selbst spricht immer vom Autorinnendasein, in dem die verschiedensten Aspekte inkludiert sind. Da bei ihr aber, wie ich gerade gezeigt habe, Übersetzerinnenschaft beinahe gleichbedeutend mit Autorinnenschaft ist, kann ihre Darstellung von sich als Autorin auch für die Charakterisierung von ihr als Übersetzerin herangezogen werden. Martineaus Reflexionen über das Schreiben nehmen einen großen Teil der Autobiographie ein. Eine genauere Analyse ihres Literaturverständnisses könnte dazu beitragen, sie auch als Übersetzerin besser zu verstehen; aus Platzgründen beschränke ich mich hier jedoch auf die Nennung der eindrucklichsten Aussagen über ihre schriftstellerische Tätigkeit.

Eine Kategorisierung, die häufig auftritt, ist das Schreiben als harte Arbeit. Auch wenn sie immer wieder die Rückzugs- und Entspannungsfunktion betont, die es für sie hatte, stellt sie unmissverständlich dar, dass das Schreiben eine professionelle und oft mühsame Arbeit bedeutet und der Beruf der Autorin mindestens genauso hart ist wie andere, traditionell als seriöser angesehene Berufe (vgl. u. a. AB:142f., 328).

Sie selbst schien nie aufzuhören zu arbeiten, ging stets strukturiert vor – in der Autobiographie sind detaillierte Beschreibungen ihrer Zeiteinteilung und der Planung ihrer Schreibprozesse enthalten (vgl. u. a. AB:145ff., 326ff.) – und stellte sehr hohe Ansprüche an

ihre eigene Leistung. Außerdem beschreibt sie die Beharrlichkeit, mit der sie ihre Ziele verfolgte („I knew that when I had once plunged into an enterprise, I always got through it, at whatever cost“, AB:195) und auch bei schlechten oder bösartigen Kritiken ihre Projekte verteidigte. Was ebenfalls hervorsticht, ist die starke Sachbezogenheit bzw. Wertrationalität ihres Tuns: Mehrere Stellen der Autobiographie berichten davon, dass sie nie aufgrund äußerer Faktoren wie persönlicher oder finanzieller Anerkennung schrieb, sondern immer aus intrinsischer Motivation.⁵⁸ Sie lehnte lukrative Angebote ab, von denen sie nicht überzeugt war, und verfasste auch mehrere Werke, von denen sie glaubte, sie würden zu ihrem Ruin führen (vgl. u. a. AB:151ff., 202).⁵⁹ Sie gibt an, geschrieben zu haben, weil sie nicht anders konnte: „Authorship has never been with me a matter of choice. I have not done it for amusement, or for money, or for fame, or for any reason but because I could not help it. Things were pressing to be said ; and there was more or less evidence that I was the person to say them.“ (AB:143) Diese Auffassung von Schreiben als Berufung thematisiert sie auch gleich zu Beginn ihrer Autobiographie, als sie das Verfassen dieser als „duty“ bezeichnet, die sie bereits seit ihrer Jugend verspürt hatte und die im Laufe ihres Lebens „unquestionable“ wurde (AB:1). Dazu passt der Umstand, dass sie tatsächlich über alles schrieb, was sie in irgendeiner Form bewegte: „Everything that happened to her was transmuted into discourse; when illness confined her for five eventless years to a sickroom, she wrote about that.“ (Mermin 1993:100) Man könnte also sagen, Martineau übersetzte unaufhörlich ihr Leben und ihre Gedanken in Literatur. Diese Perspektive schien Martineau zu teilen: Bei einer Reflexion über fiktionale Literatur gibt sie an, gar nicht in der Lage zu sein, einen Plot zu entwickeln, sondern ihre Plots aus dem echten Leben ‚abzuschreiben‘ (vgl. AB 179f.). Ähnliches zeigt sich in einem Nachruf, den sie auf sich selbst verfasste und in dem sie die Repräsentativität der *Positive Philosophy* für ihr Leben hervorhob:

It [die *Positive Philosophy*, Anm.] was her last considerable work ; and there is no other, perhaps, which so well manifests the real character of her ability and proper direction of her influence, — as far as each went. Her original power was nothing more than was due to earnestness and intellectual clearness within a certain range: With small imaginative and suggestive powers, and therefore nothing approaching to genius, she could see clearly what she did see, and give a clear expression to what she had to say. In short,

⁵⁸ Martineau verwendet viele Seiten darauf, sich über den literarischen ‚Lionism‘ (Verehrung/Ikonisierung von Schriftsteller*innen) der damaligen Zeit zu beschweren (u. a. AB:184, 205ff., 346). Zum einen fand sie es persönlich sehr anstrengend, als ‚Celebrity‘ wahrgenommen zu werden und versuchte oft, Situationen zu vermeiden, in denen sie im Mittelpunkt stehen könnte; zum anderen kritisiert sie die Auswirkungen auf sozialer/literarischer Ebene: die Isolation der betroffenen Menschen, die Überhöhung ihrer Arbeit und den schlussendlichen Niedergang der Literatur aufgrund von Oberflächlichkeiten. Durch das ganze Buch zieht sich außerdem ihre Verurteilung von Eitelkeit – es ist die Eigenschaft, die sie an allen möglichen Menschen (insbesondere an Politikern und berühmten Schriftstellern) am stärksten kritisiert (vgl. u. a. AB:268ff.).

⁵⁹ Wie sich im Nachhinein herausstellte, lag sie mit diesen Erwartungen immer daneben. Man könnte auch an eine dramatische Überspitzung ihrer Erwartungen in der Autobiographie glauben; allerdings sprechen die vielen negativen Sanktionen – wie die bereits erwähnten feindlichen Kritiken, zerbrochenen Freundschaften und die über sie verhängten Einreiseverbote – dafür, dass sie sich tatsächlich vielen Risiken aussetzte und sich dessen bewusst war.

she could popularize, while she could neither discover nor invent. She could sympathize in other people's views, and was too facile in doing so ; and she could obtain and keep a firm grasp of her own, and, moreover, she could make them understood. The function of her life was to do this [...]. (AB2:572)

Diese kritische Selbstbeschreibung erinnert stark an die traditionelle Auffassung von Übersetzen als unkreative, passive Tätigkeit. Sie schuf – zumindest in ihren Augen – nichts Neues, sondern bearbeitete etwas bereits Vorhandenes und verpackte es in Sprache bzw. in eine spezifische Sprache, die ihre Zielgruppe verstehen würde. Insofern würde sie wahrscheinlich der Behauptung zustimmen, dass ihr Schreiben vordergründig eine Art des Übersetzens war.

Doch auch konkretere translatorische Elemente sind fast überall in ihren Werken zu sehen, wie vor allem Scholl an mehreren Stellen (2008, 2009, 2011, 2012, 2014) zeigt. Das beste Beispiel dafür sind wohl die *Illustrations of Political Economy*; ihr Schreiben kann hier mit „translating theory into practical form“ (Logan 2004, zit. n. Scholl 2011:106) gleichgesetzt werden. Ähnlich geht sie in ihrem Roman *Deerbrook* vor, in dem sie den Positivismus in literarische Form übersetzt. Und auch in ihrer Reiseliteratur spielt das Übersetzen im weiteren Sinn eine wichtige Rolle – was aufgrund der Parallelitäten zueinander keine große Überraschung ist: „Travel writers, like translators, set themselves the task of translating the foreign into discourse.“ (Agorni 2002:94)

3.3.1. Übersetzen von Theorie in Praxis

Zwischen der *Positive Philosophy* und den *Illustrations* sind mehrere Parallelen auffällig: Auch hier übersetzt Martineau wissenschaftliche Inhalte in eine leicht verständliche Sprache, um sie an ein breiteres Publikum zu bringen. Auch hier ist sie Popularisiererin, Vermittlerin und Aufklärerin und reflektiert in einem längeren Vorwort über ihre Beweggründe und Ziele.

Ihr Ausgangspunkt ist die Bedeutung der politischen Ökonomie für die gesamte Gesellschaft und das zu geringe Wissen darüber: Kaum ein anderes Wissensgebiet betreffe so viele bzw. alle Menschen, und dennoch wisse fast niemand Bescheid – vor allem nicht die am stärksten betroffene breite Masse. Den Grund dafür sieht sie im Mangel an adäquaten Informationsquellen; da die Ökonomie gerade erst in den Kinderschuhen steckte, gab es nur Lehrwerke für Höhergebildete (vgl. IPE:ivff.):

The works already written on Political Economy almost all bear a reference to books which have preceded, or consist in part of discussions of disputed points. Such references and such discussions are very interesting to those whom they concern, but offer a poor introduction to those to whom the subject is new. There are a few, a very few, which teach the science systematically as far as it is yet understood. These too are very valuable : but they do not give us what we want—the science in a familiar, practical form. **They give us its history ; they give us its philosophy ; but we want its picture.** They give us truths, and leave us to look about us, and go hither and thither in search of illustrations of those truths. Some who have a wide range in society and plenty of leisure, find this all-sufficient; but there are many more who have neither time nor opportunity for such an application of what they learn. We cannot see why the truth and its application should not go together,— why an explanation of the principles which regulate society

should not be made more clear and interesting at the same time by pictures of what those principles are actually doing in communities. (IPE:xif., H. v. V.)⁶⁰

Wie im Vorwort zur *Positive Philosophy* erklärt sie das Ausgangsmaterial als unzugänglich. Der Ausgangstext ist in diesem Fall jedoch kein einzelner wie der von Comte, sondern eine Sammlung der Texte der angesehenen Ökonomen und der Gesamtdiskurs über die klassische Wirtschaftstheorie. Auch die Zielsprache unterscheidet sich bzw. wird erweitert: Sie soll nicht nur leicht verständlich, sondern vor allem anschaulich sein. Martineau wird zur aufklärerischen Malerin, die Wissenschaft in geschriebene Bilder übersetzt. Sie verknüpft die hintergründigen Prinzipien mit ihrer tatsächlichen Anwendung; Theorie und Praxis greifen ineinander und werden zu einem Geflecht, in dem das eine nicht ohne das andere funktioniert. Hier wird deutlich, dass nicht nur ihre berufliche Persönlichkeit und ihre Ziele mehrdimensional sind, sondern auch ihre konkrete Handlungspraxis eine Kombination mehrerer Seiten bzw. Ebenen aufweist. Direkt nach der zitierten Passage veranschaulicht sie ihre Aussage mit einem Beispiel:

For instance : if we want to teach that security of property is necessary to the prosperity of a people, and to shew how and in what proportion wealth increases where there is that security, and dwindles away where there is not, we may make the fact and tile reasons very well understood by stating them in a dry, plain way : but the same thing will be quite as evident, and far more interesting and better remembered, if we confirm our doctrine by accounts of the hardships suffered by individuals, and the injuries by society, in such a country as Turkey, which remains in a state of barbarism chiefly through the insecurity of property. The story of a merchant in Turkey, in contrast with one of a merchant in England, will convey as much truth as any set of propositions on the subject, and will impress the memory and engage the interest in a much greater degree. (IPE:xii)

Martineau geht bei der Beschreibung ihres Projekts analog zum Projekt selbst vor: Sie belässt es nicht bei einer bloßen abstrakten Ansage ihrer Vorgangsweise, sondern illustriert diese anhand eines konkreten Beispiels. Sie übersetzt sich selbst also auf der Meta-Ebene erneut. Auch in den Erzählungen selbst ist ein weiterer Übersetzungsschritt zu finden; auf jede Geschichte folgt eine kurze Zusammenfassung der beschriebenen wirtschaftlichen Prinzipien in folgendem Stil:

Since Capital is derived from Labour, whatever economizes Labour assists the growth of Capital. Machinery economizes Labour, and therefore assists the growth of Capital. The growth of Capital increases the demand for Labour. Machinery, by assisting the growth of Capital, therefore increases the demand for Labour. (IPE:140)

⁶⁰ In der Autobiographie erzählt Martineau, wie sie zu dieser Vorgehensweise inspiriert wurde. Beim Lesen von Marcets *Conversations on Political Economy* fiel ihr auf, dass sie selbst bereits über politische Ökonomie geschrieben hatte, ohne sich dessen bewusst zu sein: „[G]reat was my surprise to find that I had been teaching it unawares, in my stories about Machinery and Wages. It struck me at once that the principles of the whole science might be advantageously conveyed in the same way, — not by being smothered up in a story, but by being exhibited in their natural workings in selected passages of social life.“ (AB:105)

Man könnte das als eine Rückübersetzung von der Praxis in die Theorie bezeichnen – allerdings nicht in die ursprüngliche, sondern in eine wesentlich simplere Form davon.⁶¹ Sie ist also kontinuierlich dabei, zu übersetzen, damit ihre Botschaft auch tatsächlich verstanden wird. An mehreren Stellen betont sie, nicht die wenigen, sondern „many of every class“ (IPE:xv) erreichen zu wollen. Besonders deutlich wird das in der folgenden Passage, in der sie die unterschiedlichen sozialen Klassen explizit anspricht:

If it concerns rulers that their measures should be wise, if it concerns the wealthy that their property should be secure, the middling classes that their industry should be rewarded, the poor that their hardships should be redressed, it concerns all that Political Economy should be understood. If it concerns all that the advantages of a social state should be preserved and improved, it concerns them likewise that Political Economy should be understood *by all*. (IPE:xvi, H.i.O.)

Ihr Ziel ist es, *allen* die politische Ökonomie erfolgreich zu vermitteln, ihr primärer Telos in diesem Werk ist also sozusagen das Übersetzen selbst. Und wie bei ihrer Comte-Übersetzung, die sie erst viele Jahre später schrieb, stellt sie sich in den Dienst einer aufkommenden Wissenschaft, und in den der Menschen, denen sie sie näherbringen will. Der ultimative Telos ist auch schon zwanzig Jahre früher die Stabilisierung der Gesellschaft durch die Beiseitigung der Verunsicherung – „banishing panic“ (Freedgood 1995) durch die Vermittlung von Wissen.

Wie bereits in Kapitel 2.3.2.2 angesprochen, verfolgte sie eine „utopian vision of a strict harmony of class interests“ (Freedgood 1995:46) und glaubte daher, das Verständnis wirtschaftlicher Prinzipien in allen Klassen würde reichen, um die Gesellschaft stabil zu halten. Freedgood (1995) stellt fest, dass Martineau damit zu kurz gedacht und die komplexen negativen Auswirkungen eines deregulierten industriellen Kapitalismus auf die Arbeiter*innenklasse unterschätzt hatte. Dementsprechend wurde sie – entgegen ihrer erklärten Absicht – von der Arbeiter*innenklasse viel weniger positiv aufgenommen bzw. überhaupt rezipiert als von den mittleren und oberen Schichten, die sich vor allem um die Stabilität ihrer eigenen Klasse sorgten und möglicherweise sogar Schuldgefühle gegenüber den niedrigen Schichten hegten. Deren Sorgen konnten die *Illustrations* zumindest für eine gewisse Zeit beruhigen (vgl. Freedgood 1995:47). Bei dieser Fehleinschätzung ihrer Zielgruppe haben wir es vermutlich mit dem Resultat von konträren Sozialisierungen und den daraus entstandenen Dispositionen zu tun: In Kapitel 4 wird zu sehen sein, wie sich Martineaus Gerechtigkeitssinn und ihre grundsätzliche Solidarität mit der Unterschicht herausbildete; dennoch entstammte sie einer Mittelklasse-Familie und verkehrte vorwiegend in gehobeneren Kreisen. Insofern lag es zwar in ihrer Überzeugung, für die Arbeiter*innenklasse Partei zu ergreifen, doch sie handelte – zumindest teilweise – anders. Einerseits war es ihr sehr wichtig, den Kaufpreis der

⁶¹ Bei der Rückübersetzung der *Positive Philosophy* ins Französische verhält es sich im Grunde ähnlich: Das Resultat ist eine einfachere, verdichtete Version des ursprünglichen Ausgangsmaterials. War sie bei der *Positive Philosophy* jedoch ‚nur einmal‘ Übersetzerin, erfüllte sie bei den *Illustrations* sowohl die Funktion der Übersetzerin als auch die der Rückübersetzerin, und das auch noch gleichzeitig.

Illustrations so gering wie möglich zu halten, andererseits stellte sie beispielsweise die Lebensbedingungen der Arbeiter*innen luxuriöser dar, als sie tatsächlich waren (vgl. Freedgood 1995:42). Im ersten Fall könnte die Handlungsdisposition daher rühren, dass sie Geldprobleme aus eigener Erfahrung kannte, und im zweiten Fall daher, dass ihr aufgrund ihrer Mittelklasse-Sozialisierung trotzdem ein umfassendes Bewusstsein für die Lebensrealität armer Arbeiter*innen fehlte.

Auch wenn Martineau es nicht explizit macht, ist bei ihrem ersten Roman *Deerbrook* (1839) ein ähnliches Phänomen zu beobachten: die Übersetzung von Philosophie in ein narratives fiktionales Genre. Laut Scholl (2012) leisteten sowohl *Deerbrook* als auch George Eliots *Middlemarch* (1877) einen wichtigen Beitrag zur Popularisierung von Comtes positivistischem Gedankengut, indem sie es in Romanform einem größeren Publikum vermitteln und so im viktorianischen England legitimieren konnten.⁶² *Deerbrook* zeichnet die idealistische Vision einer positivistischen Gesellschaft, die von Rationalität, Ordnung und Fortschritt geprägt ist. Berufliche Rollen, die ursprünglich stark religiös, kulturell oder politisch konnotiert sind, werden ‚verwissenschaftlicht‘; besonderer Augenmerk liegt auf der Medizin „as the ultimate practical application of science in the quest to sustain the literal life of society“ (Scholl 2012:769). Charaktere, die positivistische Werte verkörpern, können in ihrem Lebenslauf fortschreiten, während die anderen steckenbleiben; Widerstand gegen wissenschaftlichen Fortschritt führt zu sozialem Chaos, das sich wiederum in familiären Problemen manifestiert. Wie auch beim Übersetzen ist es mehr als nur ein ‚Verpacken‘ von Botschaften – Comtes Philosophie wird einem fiktionalen Praxistest unterzogen: „Eliot and Martineau take the philosophical theories of Positivism and translate them into fictional narratives, thus providing practical illustrations of how they (as Comte’s translators) perceive these theories would realistically operate in social application.“ (Scholl 2012:766f.) Dementsprechend kann *Deerbrook* einerseits als Sozialstudie des Provinzlebens und andererseits auch als Übersetzung mit dem Telos des Wissenstransfers für eine stabile, fortschrittliche Gesellschaft gesehen werden.

3.3.2. Kulturelle Übersetzung

Scholl (2008, 2009, 2011, 2014) beschäftigt sich ausführlich mit Martineaus kulturellen Übersetzungen in ihren literarischen Werken, in erster Linie in den Reiseberichten über die USA (*Society in America* und *Retrospect of Western Travel*) sowie über den nahen Osten (*Eastern Life*). Für sie ist Travel Writing mit Übersetzen vergleichbar: „Translators and travel

⁶² Dieser Beitrag ist jedoch weitgehend unterschätzt. In Kapitel 2.3.4 habe ich bereits die fehlende Prominenz Martineaus in Wrights *Religion of Humanity: The Impact of Comtean Positivism on Victorian Britain* (1986) kritisiert, der im Gegensatz zu Eliot nicht einmal ein eigenes Kapitel zugestanden wurde. Für Scholl ist die Bedeutung beider bei Wright „remarkably downplayed“ (2012:764).

writers carry the same burden to enhance cross-cultural understanding, and both translate linguistically and culturally to bring this understanding to their home culture. [...] Travel and translation practices render a foreign cultural context accessible to a home culture.“ (Scholl 2008:108) Der Diskurs der Zeit verlangte, das ‚Fremde‘ als eindeutig abweichend vom ‚Eigenen‘ darzustellen, weshalb andere kulturelle Kontexte ‚domestiziert‘ dargestellt und Vergleiche gezogen wurden. Dabei wurde nicht nur die Identität des fremdkulturellen Kontexts verhandelt, sondern auch die eigene (vgl. Agorni 2002:94f.). Das machte sich Martineau zunutze, indem sie bewusste Parallelen zog. Auf diese Weise zeigte sie ihrem Lesepublikum nicht nur, was in anderen Nationen vor sich ging, sondern kommentierte auch den Zustand der britischen Gesellschaft:

By writing about another place, [...] Martineau was actually able to discuss matters at home, but in a displaced manner. She could draw parallels between what was foreign and what was familiar: domesticating the foreign, but for the purpose of critiquing her own society, not merely to judge or devalue the source culture. Through her attempts to create understanding, she used the flaws she saw to open the eyes of the English to the failings in their own cultural context, both implicitly and explicitly mediating between the two cultures with the purpose of promoting her own political and moral beliefs. (Scholl 2008:110)

Diese Strategie zeigt sich bereits in manchen Geschichten der *Illustrations*: So schreibt sie z. B. in der Erzählung *French Wines and Politics* über die Französische Revolution und kritisiert sowohl die französische Aristokratie als auch die Barbarei der Revolution. Dabei stellt sie eine subtile Verknüpfung zwischen Frankreich und England her und legt dem Publikum nahe, dass Frankreichs Vergangenheit Englands Zukunft sein könnte – „translating problems at home into another place and offering the other nation’s predicament as a kind of cautionary tale“ (Scholl 2011:115).⁶³ Durch die konstruierte Distanz war die Kritik am eigenen Land leichter an das Publikum zu bringen. Dabei ging sie subtil vor, um den beabsichtigten Effekt zu erzielen; sie wusste, dass sie mit zu offensichtlichen Parallelen und direkter Kritik auf Ablehnung stoßen würde. Das Publikum sollte glauben, die Ausgangskultur selbst zu beobachten und eigene Schlüsse zu ziehen. Für ihre Zwecke nahm Martineau also die Rolle einer ‚unsichtbaren Übersetzerin‘ ein (vgl. Scholl 2008:113f.).

Im größten Ausmaß ist diese Technik in *Society in America* zu sehen. Darin vergleicht Martineau die in der Unabhängigkeitserklärung festgeschriebenen Gleichheitsprinzipien mit

⁶³ Manchmal fungieren auch britische Kolonien als Schauplätze ihrer Geschichten. Martineau stellt sie als hoffnungsvollen Ort für die (Re-)Konstruktion der britischen Identität dar, als „the way forward for Englishness: a place where social revolutionaries could rebuild a failing social structure“ (Scholl 2014:34). Dabei untermauert sie allerdings immer wieder imperialistische Ideologien. Sie instrumentalisiert eine Lebensrealität, die sie als mittelständische weiße Frau in London nie von innen gesehen hat und kritisiert zwar manche kolonialistischen Ansichten, stellt Kolonialismus aber nicht grundsätzlich in Frage. So kritisiert sie beispielsweise den rassistischen Glauben an die biologische Unterlegenheit der Kolonisierten und schlägt einen besseren Umgang der Kolonialisierer mit den Kolonialisierten vor. Dass Imperialismus/Kolonialismus grundsätzlich der richtige Weg ist, scheint sie aber nicht zu bezweifeln (vgl. Hall 2006).

den realen Lebensverhältnissen und rückt die Tatsache, dass Frauen und Sklav*innen nicht die gleichen Rechte haben wie freie Männer, in den Mittelpunkt. Die Kritik an der Sklaverei und der Rolle der Frau sind also ihre zentralen Botschaften, wobei sie erstere für zweiteere instrumentalisiert: „[A]s she employs the common device of female abolitionists of linking the position of women to slavery [...], Martineau translates women's need for emancipation through the position of slavery in American culture.“ (Scholl 2011:139) Sie nützt sowohl abolitionistische als auch imperialistische Diskurse – trotz ihrer vermeintlichen Unvereinbarkeit –, um ihre feministischen Anliegen weiterzubringen (vgl. Scholl 2009:829). Damit kritisiert sie zwar vordergründig die US-amerikanische Gesellschaft, zeigt aber gleichzeitig ihrem Heimatland – in dem Sklaverei bereits verpönt bzw. verboten war, Frauen jedoch stark benachteiligt waren – die Ähnlichkeit der beiden Unterdrückungsformen auf.

Die stärkste feministische Attacke in *Society in America* erfolgt im Kapitel *Political Non-Existence of Women*. Ausgehend von der Unabhängigkeitserklärung, die besagt, die Regierungsmacht würde durch die Zustimmung der Bevölkerung legitimiert werden, kritisiert Martineau die Tatsache, dass Frauen, die Eigentum besitzen, zwar dafür besteuert werden können, dem aber aufgrund des ihnen vorenthaltenen Wahlrechts nie zustimmen konnten. Damit wirft sie den USA vor, ihren Prinzipien nicht gerecht zu werden und vermittelt gleichzeitig dem britischen Publikum eine zusätzliche Botschaft: Es gibt alternative politische Systeme, die zwar immer noch nicht gerecht sind, in denen Frauen aber trotzdem mehr Rechte haben als im Vereinigten Königreich, da sie beispielsweise Eigentum besitzen dürfen. Der Bezug zwischen den beiden Ländern wird u. a. durch eine explizite intertextuelle Referenz auf James Mill hergestellt, der in einem Essay Frauen die politische Beteiligung abgesprochen hatte, da ihre Interessen ohnehin von ihren Vätern oder Ehemännern vertreten werden würden. Martineau greift seine Aussage auf und widerspricht (vgl. Scholl 2011:141ff.). Da Mill für ein britisches Publikum über britische Politik geschrieben hatte, ‚übersetzt‘ Martineau ihn in die USA und wieder zurück:

Martineau translates his ideas, imposing them onto the American political system. In this way, while using America as her context, she domesticates the American system, making it look like England. She thus creates a distanced platform from which to speak to the *English* political non-existence of women. (Scholl 2011:141, H.i.O.)

Mit dieser diskursiven Verknüpfung spricht Martineau also den politischen und wirtschaftlichen Status von Frauen da wie dort an: Sie schafft für die USA eine Außenperspektive und für das Vereinigte Königreich ein Vergleichsmodell (vgl. Scholl 2009:821ff.). Bei einer Auffassung von Travel Writing als Übersetzung kann *Society in America* also als „double translation“ (Scholl 2009:821) gesehen werden, die sich an zwei

unterschiedliche Zielgruppen richtet.⁶⁴ Obwohl Martineau behauptete, weder die USA zu kritisieren noch ihr britisches Publikum erziehen zu wollen, wird in ihren Briefen klar, dass sie sehr wohl beabsichtigte, die Mentalitäten in beiden Ländern zu verändern (vgl. Scholl 2008:213, 2009:822, 2011:138). Ihr Telos fügt sich also nahtlos in die bisher besprochenen Teloi ein: Aufklären und Verändern, in diesem Fall spezifisch zugunsten des Vorantreibens von Frauenrechten an unterschiedlichen Orten. In *Retrospect of Western Travel* und *Eastern Life* geht sie sehr ähnlich vor, wobei sie in *Eastern Life* aufgrund ihrer fragwürdigen kolonialen Perspektive einige ambivalente Botschaften vermittelt (siehe Scholl 2008).⁶⁵

Mit ihren USA-Büchern hatte sich Martineau eine solche Autorität hinsichtlich des Verständnisses anderer Kulturen und politischer Systeme verschafft, dass sie in den Jahren danach von drei Politikern aus unterschiedlichen Ländern um außertextuelle Kulturmittlung gebeten wurde: vom ehemaligen Premierminister Schwedens, vom irischen Politiker (‘The Liberator’) O’Connell und vom lombardischen Politiker Porro. Alle drei luden sie ein, für eine Weile in ihrem Land zu leben, und argumentierten auf ähnliche Weise: Sie wäre genau die Person, die sie brauchten, da sie mit ihren USA-Büchern gezeigt hatte, Gesellschaft und Politik anderer Länder zu verstehen (vgl. AB2:11ff.). Der ehemalige schwedische Premierminister erhoffte politische Anregungen durch eine vergleichende Analyse der Politik Schwedens mit der von anderen Ländern; O’Connell, der für die Unabhängigkeit Irlands kämpfte, bat sie um ‚direkte‘ Vermittlung in der Sache:

He had long been convinced that one of the chief misfortunes of Ireland was that her cause was pleaded in print by authors who represented only the violent, and vulgar and factious elements of Irish discontent ; by Irish people, in fact, who could not speak in a way which the English were willing to listen to. He considered that my American books established my capacity to understand and represent the political and social condition of another country; and what he had to request was that I would study Irish affairs on the spot, and report of them. (AB2:12)

Porros Anliegen in Hinblick auf die Lombardei war beinahe ident. Doch trotz der eindringlichen Bitten und der vielen Mittel, die die Politiker ihr zur Verfügung stellen wollten, sagte Martineau in allen drei Fällen – ihrer Angabe zufolge aus persönlichen und nicht politischen Gründen – ab (vgl. AB2:11ff.). Aber auch unabhängig von einer tatsächlichen Ausführung der ihr zugetragenen Aufgaben zeigen diese Geschichten, dass sie als Kulturmittlerin oder ‚kulturelle Übersetzerin‘ wahrgenommen und geschätzt wurde.

⁶⁴ Scholl (2009:821) leitet auch aus der beinahe gleichzeitigen Veröffentlichung von *Society in America* im Vereinigten Königreich und in den USA ab, dass Martineau von Beginn an für beide Zielgruppen schrieb.

⁶⁵ Beispielsweise lehnt sie die ägyptische Sklaverei nicht so eindeutig ab wie die US-amerikanische. Diese Diskrepanz kommt vermutlich von einem Aufeinandertreffen ihrer grundsätzlich abolitionistischen Haltung mit dem vorherrschenden exotisierenden Diskurs über den Osten, der die ägyptische Sklaverei als weniger grausam oder der Kultur angemessener empfand (vgl. Scholl 2008:114f.).

3.4. Zwischenfazit

Lahires Pluralität des Singulars ist in Martineaus Fall nicht zu übersehen. Sie bewegt sich stets in mehreren Kontexten gleichzeitig und erfüllt mehrere Funktionen. Bei Scholl (2011) und Forget (2010) wurden bereits die Wechselwirkungen Übersetzerin – Autorin bzw. Übersetzerin – Wissenschaftlerin klar. Dem möchte ich hinzufügen: Als Übersetzerin ist sie Sozialkritikerin, Soziologin (da bei Forget nur von der Ökonomie die Rede ist) und Aufklärerin – und umgekehrt ist sie immer auch Übersetzerin. Alle ihre ‚Leben‘ greifen ineinander, sind gleichzeitig präsent und nicht isoliert voneinander zu betrachten.

Sie vereint nicht nur diese unterschiedlichen (beruflichen) Funktionen in sich, sondern auch vermeintliche Gegensätze: Sie ist gleichzeitig Schülerin und Lehrerin, betreibt Wissenschaft und quasireligiöse Verehrung, ist Predigerin einer antireligiösen Philosophie. Sie ist Comte unterlegen und überlegen; verherrlicht, kritisiert und hilft ihm. Sie arbeitet schnell, hart und professionell und ist eine emotional involvierte, leidenschaftliche Übersetzerin. Einige dieser Gegensätze sind stark geschlechtsspezifisch konnotiert; dadurch bedient sie sowohl weibliche als auch männliche Rollenbilder. Sie bricht die Grenze zwischen den vermeintlichen Oppositionen auf und dreht die Hierarchie teilweise um – ebenso wie bei ihrer Interpretation von Original und Übersetzung, die beinahe gleichbedeutend werden. Sie eignet sich Comtes Ausgangstext an, transformiert ihn radikal und übernimmt die volle Verantwortung für ihre Übersetzung, ist aktiv und nicht passiv. Ihre Loyalität liegt zuallererst bei sich selbst, ihre Übersetzung ist gewollt ‚untreu‘ und produktiv (vgl. Arrojo 1994) und ein sichtbares, selbstbewusstes „womanhandling“ (Godard 1990:94) des Ausgangstexts. Gleichzeitig spricht sie sich die nötige Kreativität für Schaffung von Originalen ab und gibt an, nur das Leben in Texte zu übersetzen. Das Übersetzen zieht sich als schriftstellerische Methode oder sogar als expliziter Telos durch ihre Werke. Martineaus Beispiel zeigt, dass Pym (2009:30ff.) zu Recht die Überwindung der in der Translationswissenschaft lange gepflegten Binaritäten durch eine Neufokussierung auf den Menschen fordert.

Ebenso fruchtbar erweist sich Chestermans (2008, 2009) Idee des Telos als Untersuchungsgegenstand in den Translator Studies. Für den konkreten Fall scheint die in Kapitel 1.1 beschriebene Aufschlüsselung – in einen primären Telos auf der Ebene eines konkreten Werks, einen sekundären Telos auf der Ebene der betreffenden Person und einen tertiären Telos auf der Ebene des Berufsstands generell – jedoch nicht sehr zielführend, da bei Martineau die ersten beiden Ebenen fast deckungsgleich sind und über die dritte nichts bekannt

ist (bzw. diese von den ersten beiden abgeleitet werden könnte, dadurch aber wiederum keine neue Information gewonnen wäre).⁶⁶

Martineau nimmt ihre Teloi sehr ernst und legt sie zum Großteil offen; dementsprechend gewährt das vorhandene Material nicht nur viel Einblick in ihre Übersetzerinnenpersönlichkeit, sondern erlaubt auch eine Reflexion über die Vielschichtigkeit des Telos. In ihrem Fall drängt sich eine Einteilung in ‚über-‘ und ‚untergeordnete‘ sowie in ‚selbst-‘ und ‚gesellschaftsorientierte‘ Teloi auf. Das zentrale Motiv des Vereinfachens, Verbreitens und Aufklärens ist omnipräsent; der Wissenstransfer für die breite Masse ist der Dreh- und Angelpunkt in Martineaus (‚gesellschaftsorientierten‘) Teloi. Er kann als übergeordneter Telos kategorisiert werden, wobei er wiederum auf einen ‚ultimativen‘ Telos hinausläuft: Mit der Popularisierung von neuen, soziopolitisch bedeutsamen Wissensgebieten will Martineau schlussendlich einen Beitrag zur Stabilisierung und zum Fortschritt der Gesellschaft leisten. Anders gesagt wäre ein ultimativer/übergeordneter Telos ein ‚größeres‘ langfristiges Ziel, und kurz- oder mittelfristige Teilziele, die diesem ‚größeren‘ Ziel dienen, wären ‚untergeordnete‘ oder ‚instrumentelle‘ Teloi. Beispiele dafür sind die explizit genannten Ziele der Verbesserung des Originals oder der beschleunigten Anerkennung des Originalautors; ein von Martineau nicht offen thematisierter, aber von ihren Handlungen ableitbarer ‚instrumenteller‘ Telos wäre die Vermittlung ausgewählter Inhalte, die ihrer persönlichen soziopolitischen Überzeugung entsprechen.

Alle diese erwähnten Teloi richten sich nach außen, an andere Menschen bzw. die Gesamtgesellschaft; doch Martineau demonstriert in ihrer Autobiographie, dass die Gründe, um zu übersetzen, auch ‚selbstorientierte‘ sein können – sie übersetzte auch, um dabei zu lernen, um Trost und Entspannung zu finden. Es ist also offensichtlich, dass die Motivation von Übersetzer*innen nicht nur auf Überleben, „love of languages [...], an interest in other cultures, perhaps a desire to improve communication“ (Chesterman/Baker 2008:31) beschränkt ist, sondern sehr viel weiter gehen kann – salopp gesagt bis zur Verbesserung der Welt (oder des eigenen Lebens). Der Telos gibt nicht nur interessante Einblicke in die Persönlichkeiten von Übersetzer*innen, sondern hilft auch zu verstehen, warum Übersetzungen so sind, wie sie sind, und zeigt, welche unterschiedlichen Funktionen das Übersetzen haben kann.

Offensichtlich ist auch, dass übersetzerische Teloi untrennbar mit den Mehrfachleben der Übersetzer*innen verbunden sind. Sie sind ein Resultat der pluralen Sozialisierungen und

⁶⁶ Möglicherweise eignet sich diese Unterteilung besser für andere Übersetzer*innen, die mehrere unterschiedliche Werke übersetzt haben, lebende Übersetzer*innen, die z. B. in Interview-Situationen direkt nach den einzelnen Teloi gefragt werden können, oder für Gruppen, in denen die Teloi etwas diverser gestaltet sind. Bei lebenden Übersetzer*innen stellt sich wohl andererseits die Frage, zu welchem Grad ihre Teloi tatsächlich ihr Wirken lenken; zum einen haben sie aufgrund ökonomischer Abhängigkeiten oft nicht die Wahl, welche Texte sie übersetzen wollen, und zum anderen weist der gegenwärtige Literaturmarkt andere Rahmenbedingungen als der viktorianische auf – auch in Hinblick auf die Freiheit der Übersetzer*innen, ihre Teloi in ihren translatorischen Entscheidungen auszuleben.

beziehen sich auf unterschiedliche Kontexte. Wenn Martineau wissenschaftliche Erkenntnisse zugänglich machen will, hat das mit ihrer Funktion als Wissenschaftlerin zu tun; wenn sie einen Text in der Übersetzung sprachlich und funktional verbessern will, kommt das aus ihrer schriftstellerischen Sozialisierung und verweist auf ihr Autorinnendasein; wenn ihr ultimativer Telos aus Stabilisierung und Fortschritt der Gesellschaft besteht, manifestiert sich darin ihre Seite als Sozialkritikerin etc.

All das ist nicht zu sehen, wenn man sich auf Analysen von Ausgangs- und Zieltext beschränkt oder Übersetzer*innen als homogene Gruppe mit einem gemeinsamen translatorischen Habitus versteht. Mit Bourdieus Feldtheorie und Simeonis translatorischem Habitus kann – neben anderen Faktoren wie sexistischer Marginalisierung – zu einem gewissen Grad erklärt werden, warum Martineau gegenwärtig nicht als herausragende Übersetzerin bekannt ist; aber diese Konzepte helfen uns nicht, Martineaus Person und Werk besser zu verstehen. Für die Untersuchung einer komplexen, differenzierten Übersetzer*innenpersönlichkeit ist Lahires Interpretation eines individuellen, pluralen und dynamischen Habits unabdingbar. Nachdem ich in diesem Kapitel gezeigt habe, wie sich dieser Habitus in Martineaus Tätigkeiten, ihrer Selbstdarstellung und ihren Telois manifestiert, ist seine Herausbildung in unterschiedlichen Kontexten und Formen der Sozialisierung Gegenstand des folgenden Kapitels.

4. Auf Spurensuche: Wegbereitende Erfahrungen

Die Basis für meine Spurensuche bildet Martineaus Autobiographie. Ich habe die Erfahrungen ausgewählt, die am eindeutigsten als Einflussfaktoren auf die Bildung ihrer Übersetzerinnen-/Schriftstellerinnenpersönlichkeit hervorstechen. Das sind vor allem Martineaus unglückliche Kindheit, Sozialisierung vonseiten der Eltern und anderer Autoritätsfiguren, Bildung, Körper, Geschlecht, Religion, Reisen und Netzwerke. Neben diesen jeweils länger andauernden, ‚grundlegenderen‘/‚lebensbegleitenden‘ Faktoren fallen auch singuläre Erlebnisse auf, die Einschnitte oder Richtungsentscheidungen bedeuten. Schließlich kommen omniprésente Spannungsverhältnisse und die meist grundsätzlich ambivalente, hybride Natur ihrer Erfahrungen als Faktoren dazu, die sich wie ein Querschnitt durch die einzelnen Kontexte ziehen.⁶⁷

⁶⁷ Ein wesentlicher Faktor ist natürlich auch die Sozialisation durch Lesen. Martineaus Lektüre hatte großen Einfluss auf ihre Sicht auf die Gesellschaft und die Welt. Dieser Punkt kann hier allerdings nicht im Detail besprochen werden und wird auch in der Autobiographie meist nur beiläufig erwähnt; stattdessen werde ich auf Menschen und Umstände hinweisen, die sie beispielsweise zum Lesen brachten.

Eine solche Kategorisierung in vermeintlich separate Erfahrungen bzw. Kontexte führt notwendigerweise zu einer verkürzten Darstellung – eine rhizomatische Lebensrealität kann weder vollständig abgebildet noch erklärt werden. An gegebenen Stellen mache ich im Text mit Querverweisen auf die Verknüpfungen unterschiedlicher Erfahrungen aufmerksam; alle Verbindungen und Überlappungen können damit jedoch nicht abgedeckt werden. Grundsätzlich sind nicht alle persönlichkeits- und handlungskonstituierenden Aspekte eines Menschen erklärbar, und jede Annäherung bleibt unvollständig. Insofern erhebe ich mit meiner Auswahl an Einflussfaktoren weder Anspruch an Vollständigkeit noch an Allgemeingültigkeit. Eine solche Kategorisierung wird je nach Fall individuell und flexibel vorgenommen werden müssen und immer nur einen Ausschnitt darstellen können.

Die Problematik der verkürzten Darstellung ist bereits der Autobiographie als Material inhärent: Für Bourdieu (2011:304f., H.i.O.) hat man beim Erzählen der eigenen Lebensgeschichte die „Neigung, sich zum Ideologen des eigenen Lebens zu machen, indem man in Abhängigkeit von einer Globalintention bestimmte *signifikante* Ereignisse auswählt und Verknüpfungen zwischen ihnen herstellt“ – diese Neigung und damit „künstliche Sinnschöpfung“ wird von Biograph*innen und anderen „Berufsinterpreten“ gewöhnlich akzeptiert und übernommen. Wie zu sehen sein wird, ist die „Globalintention“ bei Martineau besonders stark ausgeprägt.

Als Material bringt die Autobiographie also Vor- und Nachteile. Zum einen bietet sie eine Fülle an Berichten unterschiedlicher Erfahrungen, die in anderen Quellen nicht in diesem Umfang und Detailreichtum vorhanden sind. Teilweise macht Martineau auch sehr explizit, welche Erfahrungen welche Konsequenzen für ihr Berufsleben mit sich brachten, was die Arbeit deutlich erleichtert. Zum anderen ist die Autobiographie ein „deliberate self-shaping“ (Scholl 2017:17), das in Martineaus Fall wohl noch über die allgemein zu beobachtende „künstliche Sinnschöpfung“ (Bourdieu 2011:305) beim Erzählen der Lebensgeschichte hinausgeht. Da sie zu ihren Lebzeiten eine sehr prominente Figur war, liegt nahe, dass sie die Kontrolle über ihr Bild in der Öffentlichkeit behalten wollte. In der Einleitung zur Autobiographie stellt sie klar, dass sie zum Schutz der Privatsphäre die Veröffentlichung ihrer Briefe untersagte bzw. um deren Zerstörung bat (vgl. AB:1ff.). Die seit ihrer Jugend verspürte „duty“, eine Autobiographie zu schreiben, sei damit „unquestionable“ (AB:1) geworden. Das Kontrollbedürfnis zeigt sich auch daran, dass Martineau selbst einen Nachruf auf sich verfasste (vgl. AB2:572ff.). Insofern besteht sicherlich die Gefahr eines verzerrten Realitätsbilds in der Autobiographie. Allerdings wurden entgegen Martineaus Wunsch durchaus Briefe veröffentlicht, u.a. von Sanders (1990) und Logan (2007). Auch Maria Weston Chapman, Herausgeberin der Autobiographie, druckte im Rahmen eines mehrere hundert Seiten langen Anhangs zur Autobiographie neben Berichten und Nachrufen von Zeitzeug*innen viele Briefe ab (vgl. AB2:137–605). Wie die Sekundärliteratur zeigt, stehen die Briefe kaum im Widerspruch zu Martineaus autobiographischer Darstellung, sondern runden sie meist ab; auch

Sanders' (1990) zusammenfassende Einleitung zu Martineaus Briefwechsel deckt sich mit dem autobiographisch vermittelten Bild.

Die Geradlinigkeit, mit der Martineau die Erfahrungen und Kausalzusammenhänge ihres Lebenswegs präsentiert, ist ebenso mit Vorsicht zu genießen. Wie Smith (1987:142f.) anmerkt, tritt bei Menschen, die kurz vor der Erwartung ihres Todes eine Autobiographie schreiben, häufig ein überdeterminiertes Narrativ auf, in dem scheinbar alles auf ein logisches Ziel hinausläuft.⁶⁸ Bei der spirituellen Autobiographie, deren Form sich Martineau bedient, ist das die ‚Erleuchtung‘; in ihrer säkular-positivistischen Variante ist es die Vollendung der Comte'schen Entwicklungsstadien, von der theologischen über die metaphysische bis hin zur wissenschaftlichen Phase, und in letzter Konsequenz bis zum „open sky of knowledge“ (Smith 1987:131, siehe auch Kapitel 3) – sozusagen eine Erleuchtung im wissenschaftlichen Sinn:

The evolution of her intellectual development recapitulates the evolutionary progress of humanity (species life) itself, from its infancy of mythological beliefs, through its adolescence of metaphysical beliefs, to its maturity of scientific positivism. Her story is the story of civilization's advancement. (Smith 1987:32)

Ihre „intellectual map“ schafft eine „vision of Martineau's plan of progress for the British Empire after her demise“ (Scholl 2017:28) – damit wird die Autobiographie zu ihrem „final act of teaching the nation, and indeed, teaching the world“ (Scholl 2017:21). Ihre „Globalintention“ (Bourdieu 2011:304) ist also, der Gesellschaft anhand ihres eigenen Beispiels den Weg zum Fortschritt im positivistischen Sinn zu zeigen.

Martineau vermittelt die positivistische Agenda noch eindrücklicher, indem sie sich einer klaren Analogie bedient: Ihr Lebensweg wird nicht nur als die Entwicklung ‚von Religion zu Wissenschaft‘, sondern gleichermaßen als die von ‚unglücklich zu glücklich‘ dargestellt. Ihre einzelnen Lebensphasen sind in der Autobiographie in klare „periods“ und „sections“ unterteilt; diese beginnen bzw. enden oft dann, wenn sie einen Meilenstein erreicht hat, umgezogen oder auf Reisen gegangen ist oder ein intellektueller Entwicklungsschritt sichtbar wird. Die Beschreibung von Kindheit und Jugend erfolgt viel selbstzentrierter als die des Berufslebens⁶⁹, psychische und physische Befindlichkeiten sowie die Grundsteine ihres weiteren Lebensverlaufs stehen im Vordergrund. Der Erfolg der *Illustrations* markiert einen Wendepunkt: Die Zeit nach ihrer Etablierung in der literarischen und intellektuellen Welt dreht sich um Deals mit Geschäftspartnern, äußere Ereignisse und vor allem um Begegnungen mit anderen wichtigen Personen – es liest sich beinahe wie ein ‚Who is Who‘ des viktorianischen

⁶⁸ Bourdieu (2011:305) bezeichnet es als „rhetorische Illusion [...], wenn man eine Lebensgeschichte produziert und das Leben als eine Geschichte behandelt, das heißt als kohärente Erzählung einer signifikanten und auf etwas zulaufenden Folge von Ereignissen“.

⁶⁹ Ich meine hier tatsächlich das Berufs- und nicht das Erwachsenenleben. Der Wandel ist klar beim Zeitpunkt ihrer beruflichen Etablierung zu sehen – die Zeit zwischen dem Beginn des Erwachsenenlebens und dem Beginn des Berufslebens ist eine Art Übergangsphase, die in ungefähr gleichen Teilen selbst- und umweltzentriert dargestellt wird.

Englands. Je weiter sie fortschreitet, desto selbstbewusster und zufriedener wirkt sie. Analog dazu werden laut Sanders (1989:130ff.) die Passivkonstruktionen in Martineaus Sätzen weniger, ebenso wie die Positionierung als Frau: „By the end of her autobiography, Martineau writes less as a woman than as an optimistic seer, predicting the onward march of mind. Men and women have been subsumed into a mystical conception of ‘Man’.“ (Sanders 1989:134)

Wie in Kapitel 3 beschrieben, war das Genre der Autobiographie im 19. Jahrhundert generell – und insbesondere die Form der spirituellen Autobiographie – Männern vorbehalten. Martineau reihte sich bewusst in diese ‚männliche‘ Tradition ein und überschritt damit die vorgesehenen Grenzen ihrer Geschlechterrolle. Mit ihrer androgynen, säkular-spirituellen Autobiographie sticht sie unter ihren Zeitgenossinnen hervor (vgl. Peterson 1986; Smith 1987; Sanders 1989)⁷⁰: „[It] has been celebrated as radically transforming the autobiographical genre, most particularly in regard to the nineteenth-century female autobiography.“ (Scholl 2017:17) In diesem Kontext wird sie zumeist auch rezipiert. Ich werde mich hingegen auf einen ähnlichen Weg wie Scholl (2011) begeben und die Genderperspektive zwar miteinbeziehen, aber die literarisch-übersetzerische bzw. hybrid-berufliche Perspektive in den Vordergrund rücken.

4.1. Unglückliche Kindheit

„I really remember little that was not painful at that time of my life“, schreibt Martineau (AB:17) über ihre Kindheit. Die Darstellung ihrer ersten Lebensjahre ist sehr düster und von Ängsten, Krankheiten und schlechter psychischer Gesundheit geprägt. Die körperlichen Einschränkungen und gesundheitlichen Probleme, die sich durch ihr ganzes Leben zogen⁷¹, fanden hier ihren Anfang. Bereits in ihrer frühen Kindheit war sie oft krank, hatte von Geburt an keinen Geruchs- und dadurch auch nur einen sehr schwachen Geschmackssinn (vgl. AB:8ff.), und im Alter von zwölf Jahren kam der Verlust ihres Gehörs dazu.⁷² Sie beschreibt Ängste und Phobien „of the wildest kind“ (AB:12) – wie etwa vor Bäumen, Weihnachtslaternen und den allermeisten Menschen – und einen grundsätzlich negativen Gemütszustand. Von ihren Eltern fühlte sie sich in dieser Hinsicht vernachlässigt; durch deren mangelnde Fürsorge wurden die Ängste größer und die körperlichen Einschränkungen überhaupt erst zum Problem⁷³, was sich wiederum stark auf ihr Selbstwertgefühl auswirkte. Ihr „utter deficiency of self-respect“

⁷⁰ Sanders (1989:79) zufolge war Martineau sogar die einzige Frau im 19. Jahrhundert, die in einer Autobiographie ihren intellektuellen Werdegang beschrieb (siehe Einleitung zu Kapitel 3).

⁷¹ Siehe Kapitel 4.2.

⁷² Ihre Mutter sah die Wurzel allen Übels in Harriets ersten Lebenswochen: Da ihre Amme das Geld dringend brauchte, fuhr sie mit ihrer Arbeit fort, nachdem sie kaum mehr Milch hatte; Harriet wäre offenbar fast verhungert. Sämtliche gesundheitliche Probleme – angefangen von der Milchunverträglichkeit bis hin zum Hörverlust – wurden von ihrer Mutter auf die Unterversorgung durch die Amme zurückgeführt (vgl. AB:7f.). Diese als Anfang einer langen Kausalkette wahrzunehmen wäre aber nichts als eine wilde Spekulation.

⁷³ Siehe Kapitel 4.2.

(AB:9) äußerte sich unter anderem in einem „unbounded need of approbation and affection“ (AB:15) – ein Bedürfnis, das die Eltern laut Martineaus Beschreibung nicht stillten. Vor allem das Verhältnis zu ihrer Mutter dürfte sehr schlecht gewesen sein; Martineau beschreibt mehrere Momente, in denen sie nicht die Zuneigung und Unterstützung bekam, die sie gebraucht hätte (vgl. AB:34ff., 64ff., 90, 113).

Zuflucht fand sie vor allem in der Religion; sie wurde sehr früh äußerst religiös. Das folgende Zitat ist dem Abschnitt über sie als Fünfjährige entnommen:

I must have been a remarkably religious child, for the only support and pleasure I remember having from a very early age was from that source. [...] While I was afraid of everybody I saw, I was not in the least afraid of God. Being usually very unhappy, I was constantly longing for heaven, and seriously, and very frequently planning suicide in order to get there. (AB:13f.)

Ihre religiösen Gefühle führten schließlich aber nicht zum Suizid, sondern zur Beschäftigung mit intellektuellen Inhalten. So begann sie schon als Siebenjährige, Miltons *Paradise Lost* zu lesen, und fand darin eine Form der Therapie: „I think this must have been my first experience of moral relief through intellectual resource. I am sure I must have been somewhat happier from that time forward [...].“ (AB:32f.)⁷⁴ Außerdem erzählt Martineau (AB:27f.) von einem Buchprojekt, das sie als Achtjährige in Angriff nahm: Sie schrieb ‚Tugenden und Laster‘ nieder, die sie mit biblischen Prinzipien verknüpfte. Dafür bearbeitete sie das Alte und das Neue Testament, was sie wie folgt beschreibt: „I twisted meanings and wordings, and made figurative things into precepts [...].“ (AB:27) – diese Formulierung weckt Assoziationen zum Übersetzen, sodass dieses frühe Projekt wie ein erstes Anzeichen ihrer späteren literarischen und übersetzerischen Tätigkeiten wirkt. Ebenfalls zeigen sich hier bereits die Auseinandersetzung mit Moral und die Abstraktion menschlicher Verhaltensweisen zu Gesetzen; beides spielt in ihren späteren Werken stets eine wichtige Rolle.

Die intellektuelle Beschäftigung als Zufluchtsort und Kraftquelle greift Martineau auch auf, als sie über ihre Freude an den verschiedensten Unterrichtsfächern in ihrer zwar kurzen, aber intensiven Schulzeit berichtet: „That was the season of my entrance upon an intellectual life. In an intellectual life I found then, as I have found since, refuge from moral suffering, and an always unexhausted spring of moral strength and enjoyment.“ (AB:50) Martineaus physische und psychische Probleme bzw. der unsensible Umgang ihrer Eltern damit scheinen also maßgeblich zu ihrer intellektuellen Entwicklung beigetragen zu haben. Es liegt nahe, den Grundstein für ihre „intellectual range [that] took in everything from Comte to the science of cow-keeping“ (Sanders 1990:ix) und ihre außergewöhnlich erfolgreiche schriftstellerische Karriere in ihrem kindlichen Unglück zu vermuten. Freedgood (1995:37) stellt außerdem einen Zusammenhang zwischen Martineaus Bekämpfung ihrer eigenen Ängste und der Bekämpfung

⁷⁴ Siehe auch Kapitel 3.1.

gesellschaftlicher Ängste mit den *Illustrations* her: Martineaus Ängste wurden unter anderem durch ihre Auseinandersetzung mit Gesetzen religiöser bzw. spiritueller Art gelindert; ökonomische Gesetze sollten dementsprechend denselben Zweck erfüllen und ein solides, berechenbares Grundgerüst für sie und die Gesamtgesellschaft schaffen.⁷⁵

4.2. Körper

Gesundheitliche Probleme spielten also für Martineaus Kindheit eine wichtige Rolle, doch vor allem ihre Schwerhörigkeit und auch die Auswirkungen ihrer späteren Erkrankungen verdienen eine gesonderte Betrachtung. Ab dem Alter von zwölf Jahren verlor Martineau immer mehr ihres Gehörs; sie ertaubte zwar nicht vollständig, wurde aber so schwerhörig, dass sie ein Hörrohr als Hilfsmittel in Anspruch nehmen musste und die Kommunikation mit anderen Menschen eingeschränkt war. In ihrer Autobiographie betont sie mehrmals, dass die körperliche Einschränkung per se kein so großes Problem darstellte wie der gesellschaftliche Umgang damit – sie nimmt also selbst eine soziologische Perspektive ein, indem sie die soziale Konstruktion von Behinderung hervorhebt. Sie kritisiert den unsensiblen und paternalistischen Umgang mit schwerhörigen bzw. gehörlosen Kindern und merkt an, dass sich ihre persönliche Lage durch das Verhalten ihrer eigenen Familie wesentlich verschlechterte (vgl. AB:55ff.). Allerdings spricht sie auch davon, dass sie sich gerade von diesem paternalistischen Umgang genötigt fühlte, ihre Situation selbst in die Hand zu nehmen: „I felt that here was an enterprise ; and the spirit of enterprise was roused in me ; animating me to sure success [...]“. (AB:58) Auf lange Sicht habe ihr die Behinderung Vorteile gebracht: Sie sei die Wurzel für ihre Unternehmungslust, ihre Geduld und ihr Erfolgsstreben gewesen. Rückblickend ist sie „confident that this same deafness is about the best thing that ever happened to me ;—the best, in a selfish view, as the grandest impulse to self-mastery ; and the best in a higher view, as my most peculiar opportunity of helping others [...]“. (AB:59)

Die Beeinträchtigung beeinflusste nicht nur ihre Selbstbeherrschung bzw. -optimierung, sondern auch ihre Berufswahl: Sie verhinderte sowohl eine Professionalisierung ihrer Leidenschaft zur Musik als auch die naheliegende Arbeit als Gouvernante. So blieb ihr ‚nur‘ das Schreiben (vgl. AB:109). Zudem war sie wohl ein Mitgrund dafür, dass sie sich unaufhörlich weiterbildete, viel las und schrieb, viele wertvolle Bekanntschaften schloss und auf Reisen nach neuen Eindrücken suchte:

People in general have only to sit still in the midst of Nature, to be amused and diverted [...]: but I have had, for the main part of my life, to go in search of impressions and influences, as the alternative from abstract or unrelieved thought, in an intellectual view, and from brooding, in a moral view. (AB:57)

⁷⁵ Siehe auch Kapitel 4.6 und 4.7.

Martineaus analytisches Beobachtungs- und Reflexionsvermögen wurde durch den Sinnesmangel ebenfalls gestärkt: durch die Kompensation mittels ihrer anderen Sinne und durch ihre zwangsläufige Außenperspektive (vgl. Deegan 2001:48). Für Scholl (2011:73f.) stellt Martineaus Schwerhörigkeit eine Art ‚Exilerfahrung‘ dar, die essentiell für ihre Tätigkeit als Schriftstellerin und Sozialkritikerin war⁷⁶: Durch die Außenperspektive gewann sie – ähnlich wie beim Reisen – an ideologischer Breite und Objektivität, was ihre aufklärerischen Bestrebungen erfolgreicher werden ließ. Sie nutzte diese Argumentation sogar selbst, um glaubwürdiger zu wirken, etwa im Fall der US-Reiseliteratur: Sie gab nicht nur zu, sich in manchen Belangen möglicherweise zu irren, sondern betonte auch die „heightened sensitivity“ (Martineau, zit. n. Scholl 2011:136) ihrer anderen Sinne. Dadurch verschaffte sie sich Respekt und vermittelte ein glaubwürdiges Selbstbild an ihr Publikum, wie eine zeitgenössische Kritik zeigt:

No other writer on the subject, ever possessed sense enough to know that it was possible for them to misunderstand our social compact. Here we have a lady of strong perceptive faculties admitting she is likely to err. Consequently, she was the more careful in forming her opinions; and therefore, she must necessarily be the more correct. (Boyle 1837, zit. n. Scholl 2011:136)

Auch Fratz (2008:49) stellt fest, dass Martineau in verschiedenen (vorrangig nicht-fiktionalen) Texten immer wieder den emanzipatorischen Aspekt körperlicher Beeinträchtigung betont: „[She] explicitly translates her disability (and her gender) into the basis of an empowering observational standpoint.“

Bei den vielen teils schweren Krankheiten, die Martineau in der Autobiographie erwähnt – u. a. berichtet sie von Herzproblemen (vgl. AB:101), Leberproblemen (vgl. AB:132) und einem Gebärmuttertumor (vgl. AB:438ff.) – steht vor allem die Beeinträchtigung im Vordergrund; jedoch sind auch hier immer wieder ‚positive‘ Stimuli zu finden. Beispielsweise wurde sie aufgrund ihres schlechten Gesundheits- und Gemütszustands als Jugendliche für 15 Monate nach Bristol geschickt, wo einige Weichen für ihre intellektuelle, religiöse und emotionale Entwicklung gestellt wurden.⁷⁷ Sie gibt an, nur einmal aus gesundheitlichen Gründen nicht in der Lage gewesen zu sein, zu arbeiten (vgl. AB:144). In anderen Fällen brachte sie ihr Gesundheitszustand dazu, viele Spaziergänge zu unternehmen, was sie wiederum zum Schreiben von Lyrik und Prosa inspirierte (vgl. AB:102). Die drastischsten Auswirkungen auf ihr Schaffen hatte der Gebärmuttertumor, der sie für fast sechs Jahre in den ‚Krankenstand‘ zwang. Sie beschreibt diese Zeit als monoton und leidvoll, aber auch als spannende Abwechslung zu ihrem Leben davor:

⁷⁶ Die Exilerfahrung kann auch als zentraler Faktor für ihre translatorische Arbeit wahrgenommen werden (siehe Kapitel 4.10).

⁷⁷ Siehe Kapitel 4.9.

Here closed the anxious period during which my reputation, and my industry, and my social intercourses were at their height of prosperity ; but which was so charged with troubles that when I lay down on my couch of pain in my Tynemouth lodging, for a confinement of nearly six years, I felt myself comparatively happy in my release from responsibility, anxiety and suspense. (AB:437f.)

Auch in dieser Zeit hörte sie nicht auf zu schreiben; u. a. entstand neben *The Hour and the Man* (1841) und *The Playfellow* (1841) das Buch *Life in the Sick-Room*, in dem sie ihre Krankheit verarbeitete. Die *Letters on Mesmerism* (1845) sind ebenfalls darauf zurückzuführen: In den Briefen schreibt sie über den Mesmerismus, von dem sie sich nach mehreren anderen erfolglosen Behandlungsmethoden die Heilung versprach (vgl. AB:438ff.). Auch auf ihre Übersetzung von Comte übte die Krankheitsperiode zumindest indirekt großen Einfluss aus: „A large portion of the transition from religious inconsistency and irrationality to free-thinking strength and liberty was gone over during that period.“ (AB:466) Da sie zum einen sehr viel Zeit zum Nachdenken hatte und zum anderen einige ihr nahestehende Leute starben, reflektierte sie viel über „the old and desultory questions—such as that of ‘a divine government,’ ‘a future life,’ and so on“ (AB:466). Dieser religiöse Skeptizismus war die Basis für die endgültige Abwendung der Religion und die Zuwendung zu einer atheistischen, wissenschaftlichen Philosophie⁷⁸; damit war das gedankliche Grundgerüst für die *Positive Philosophy* geschaffen.

4.3. Elternhaus, Bildung & Erziehung

„I really think, if I had once conceived that any body cared for me, nearly all the sins and sorrows of my anxious childhood would have been spared me.“ (AB:22) Dass Harriet als Kind Vernachlässigung vonseiten der Eltern empfand, die ihre Ängste und körperlichen Probleme verschlimmerte, haben wir bereits in Kapitel 4.1 gesehen. In der fehlenden emotionalen Unterstützung, die sie an vielen Stellen beschreibt (vgl. u.a. AB:14f., 23, 33, 64ff.), ist möglicherweise auch der Ursprung ihres so stark ausgeprägten Mitteilungsbedürfnisses zu finden (vgl. David 1987:28f.). Gegenüber ihren Eltern konnte sie ihr Leid und das Gefühl, ungerecht behandelt zu werden, nicht ansprechen: „It never occurred to me to speak of any thing I felt most.“ (AB:9)⁷⁹ Mit dem Schreiben konnte sie das kompensieren. Die Entwicklung von Martineaus Gerechtigkeitssinn hängt ebenfalls eng mit der Sozialisierung im Elternhaus zusammen – konkret mit der Ungerechtigkeit, die sie im elterlichen Umgang mit ihr selbst und den Bediensteten empfand: „I had a devouring passion for justice ; —justice, first to my own

⁷⁸ Siehe Kapitel 4.4 und 4.7.

⁷⁹ Als sie von ihrer Lieblingsschwester Ellen erzählt, die neun Jahre jünger war als sie, schreibt sie jedoch: „I was very communicative to all who showed me sympathy in any degree.“ (AB:39) Ellen wurde für sie ein „new life“ (AB:39); Harriet kümmerte sich liebevoll um sie und brachte ihr u. a. Englisch bei. Ähnliche mutter-tochter-artige Beziehungen pflegte sie mit ihren Hausmädchen (vgl. AB:518ff., Pichanick 1980:183). Möglicherweise kompensierte sie die mangelnde Zuneigung ihrer Eltern mit der Zuneigung von ‚hierarchisch unterlegenen‘ Menschen; vielleicht ist auch eine Wurzel für ihre pädagogischen Bestrebungen in diesem Licht zu sehen.

precious self, and then to other oppressed people. Justice was precisely what was least understood in our house, in regard to servants and children.“ (AB:14) Es verwundert also nicht, dass sie in ihrem weiteren Leben so stark für Frauenrechte und gegen Sklaverei eintrat.

Der elterliche Beitrag zu Martineaus Karriere beschränkt sich jedoch nicht auf erzieherische Defizite. Sie sorgten dafür, dass ihre Kinder – Buben wie Mädchen – eine gute Bildung erhielten. Mehrere Generationen der Martineaus – Nachkommen geflüchteter französischer Hugenotten – wiesen eine Familienkultur auf, in der Bildung einen hohen Stellenwert besaß: Kinder wuchsen zweisprachig und historisch, philosophisch und literarisch gebildet auf (vgl. Hoecker-Drysdale 2011:73f.).⁸⁰ Unter anderem bedeutete das die Vermittlung von „Enlightenment values related to natural rights, respect for the individual, freedom of self-realization, equality of men and women in most matters, and the individual’s obligation to serve society“ (Hoecker-Drysdale 2011:74). Neben diesen familiären Werten spielte auch die wirtschaftliche Situation der Familie eine maßgebliche Rolle: Da das Einkommen des Vaters zwar ausreichend, aber nicht übermäßig groß war, war es Thomas und Elizabeth Martineau ein Anliegen, ihre Kinder zu selbstständigen Menschen zu erziehen, die in der Lage sein würden, sich selbst zu versorgen. Grundsätzlich galt das sowohl für ihre Söhne als auch für ihre Töchter. Geschlechterunterschiede gab es dennoch; z.B. lernten die Mädchen im Gegensatz zu den Buben nähen:

This sort of occupation, the sewing however, was less unfitting than might now appear, considering that the fortunes of manufacturers, like my father, were placed in jeopardy by the war, and that there was barely a chance for my father ever being able to provide fortunes for his daughters. He and my mother exercised every kind of self-denial to bring us up qualified to take care of ourselves. They pinched themselves in luxuries to provide their girls, as well as their boys, with masters and schooling ; and they brought us up to an industry like their own ; —the boys in study and business, and the girls in study and household cares. Thus was I saved from being a literary lady who could not sew [... and] could [...] make my bread by my needle, if necessary, —(as it once was necessary, for a few months), before I won a better place and occupation with my pen. (AB:20f.)

Gegen diesen Unterschied hatte Martineau also nichts einzuwenden – anders als gegen den Umstand, dass ihr jüngerer Bruder James ein College besuchen durfte, während sie zuhause bleiben musste (vgl. Pichanick 1977:15). Aber auch sie erhielt bis zu einem gewissen Grad ‚männliche‘ Bildung, indem sie in eine öffentliche Schule geschickt wurde (vgl. Scholl 2011:14). Neben der elterlichen Förderung waren dafür glückliche Umstände verantwortlich: Nachdem die Schule des unitarischen Pastors Isaac Perry mit sinkenden Schülerzahlen kämpfte, wurden auch Mädchen aufgenommen; Harriet und ihre Schwester Rachel gehörten zusammen mit zwei anderen Mädchen zu dieser ‚ersten Generation‘ an Schülerinnen. Die zwei Jahre bis zur endgültigen Schließung der Schule waren für Martineau von „inestimable [...] importance“ (AB:53): „I have never since felt more deeply and thoroughly the sense of progression than I

⁸⁰ Die Martineau-Großfamilie brachte viele prominente Persönlichkeiten hervor, vor allem im Bereich der Politik. Siehe auch: https://en.wikipedia.org/wiki/Martineau_family, Stand:10.12.2017.

now began to do.“ (AB:48) Für ihr Leben bedeutete die Schulzeit „the opening of its chief phase, of that intellectual existence which my life has continued to be, more than any thing else, through its whole course“ (AB:53).

Sowohl in der Schule als auch zuhause wurde sie neben anderen Fächern in Sprachen unterrichtet: in den männlich konnotierten klassischen Sprachen Latein und Griechisch genauso wie in den für Frauen ‚akzeptableren‘ modernen Sprachen Französisch und Italienisch⁸¹. Die „irrationality of teaching middle-class women modern languages when social conventions would not permit them to venture beyond the domestic hearth“ (Scholl 2011:11)⁸² bot für manche Frauen ein Schlupfloch, ebendiesem ‚heimischen Herd‘ zu entkommen: Es eröffneten sich neue Berufswege, alternative Ausdrucksformen und der Zugang zu Philosophien und Ideologien außerhalb der gewohnten kulturellen Umgebung (vgl. Scholl 2011:11). Bekanntermaßen nutzte Martineau dieses Schlupfloch erfolgreich. Auch ihren Internatsbesuch in Bristol kann man in einem ähnlichen Licht sehen: Internate holten Mädchen zumindest vorübergehend aus dem heimischen Haushalt, der damit verbundenen Rolle und vor allem aus ihrem gewohnten sozialen Umfeld, sodass die Reise in die Schule für Scholl (2011:14) bereits eine Form von „transgressing the boundaries of her cultural knowledge“ darstellt.

Martineaus Interesse an Politik fand seinen Anfang ebenfalls im familiären Sozialisierungskontext. Sie bezeichnet den Tod des britischen Admirals Nelson als „first political interest“ (AB:18); die Trauerreaktion ihrer Mutter bewegte die damals erst Vierjährige. Grundsätzlich schnappte sie viel von den Gesprächen ihrer Eltern über Politik und Krieg auf und bildete sich so ihre Meinung. Im Kontext der Schlacht von Waterloo resümiert sie in der Autobiographie: „I suppose most children were politicians during the war. I was a great one.“ (AB:59) Es gab ihr ein Gefühl von Wichtigkeit, den Hausmädchen von neuen Entwicklungen zu erzählen und sie darüber aufzuklären (vgl. AB:60). Emotionen und die Suche nach Zuneigung spielten also in beiden Fällen eine Rolle.

4.4. Autoritätsfiguren

Martineaus Eltern, vor allem ihre Mutter, stellten zweifellos wichtige Autoritätsfiguren dar. Während diese in der Autobiographie überwiegend negativ dargestellt werden⁸³, berichtet sie über einige andere in einem etwas positiveren Licht. Vor allem bis zu ihrem Durchbruch mit den *Illustrations* spielen solche Autoritätspersonen eine große Rolle; danach tauchen kaum oder keine Personen mehr auf, zu denen sie ein Verhältnis mit klarer ‚Master‘-, ‚Pupil‘-

⁸¹ Siehe Kapitel 2.1.2.

⁸² Wie weiter oben beschrieben erklärt sich in Martineaus Fall der Grund für diese ‚Irrationalität‘ aus der Familiengeschichte und verhältnismäßig progressiven unitarischen Ansichten (siehe auch Kapitel 4.7).

⁸³ Nach dem Tod des Vaters besserte sich das Verhältnis zwischen Martineau und ihrer Mutter. Elizabeth Martineau unterstützte ihre Tochter mehr als zuvor und zog schließlich auch zu ihr nach London.

Rollenverteilung hatte.⁸⁴ Auch dadurch entsteht der in der Einleitung beschriebene Eindruck, dass der Erfolg der *Illustrations* den wichtigsten Wendepunkt markiert und sie zu dieser Zeit einen Großteil ihrer Persönlichkeitsentwicklung hinter sich hatte.

Bis auf Ann Turner, die Tochter eines unitarischen Pastors, die einen großen Einfluss auf Martineaus kindliche Religiosität ausübte (vgl. AB:14ff., siehe Kapitel 4.9), waren alle diese Figuren Männer. Das war im 19. Jahrhundert nichts Ungewöhnliches: „It is well established in nineteenth-century women’s studies that the three most powerful figures in the Victorian woman’s life were her father, husband and brother; I would add that the master, where he existed, was also a significant member of this list.“ (Scholl 2011:15) Martineau war nie verheiratet, und ihr Vater starb, als sie 24 Jahre alt war; ihre Brüder und ‚Master‘ spielten jedoch eine signifikante Rolle.⁸⁵ Insbesondere das Verhältnis zu ihren Brüdern kann als „supportive alternative to marriage“ (Sanders 2002:33) gesehen werden (vgl. Scholl 2011:16). Von ihren beiden älteren Brüdern Thomas und Henry wurde sie in Latein, Schreiben und Arithmetik unterrichtet; obwohl sich Henry ihrer Schilderung zufolge zwar wie ein strenger „schoolmaster“ (AB:41) benahm, nahm Harriet ihren ältesten Bruder Thomas und ihren jüngeren Bruder James viel mehr als ‚Master‘ wahr. Besonders deutlich wird das in der Situation, in der die beiden sie zur Autorin ‚machten‘. Sie war 19 Jahre alt, als James wegzog, um aufs College zu gehen. Da sie seinen Auszug aus dem Elternhaus nur schwer verkraftete, munterte James sie auf: „[H]e told me that I must not permit myself to be so miserable. He advised me to take refuge, on each occasion, in a new pursuit ; and on that particular occasion, in an attempt at authorship. [...] What James desired, I always did, as of course [...]“ (AB:90f.) Ihr Artikel *Female Writers on Practical Divinity*, mit dem sie daraufhin bei der unitarischen Zeitschrift *Monthly Repository* ihr Glück versuchte, wurde tatsächlich – für sie überraschend – abgedruckt. Nachdem Thomas den Artikel gelesen hatte und für gut befand, bestätigte er Harriet mit folgenden Worten: „Now dear, leave it to other women to make shirts and darn stockings ; and do you devote yourself to this.“ (AB:92) Es waren diese Worte – und nicht die Veröffentlichung ihres Texts an sich –, die ihre Identität als Autorin besiegelten (vgl. Scholl 2011:16): „I went home in a sort of dream, so that the squares of the pavement seemed to float before my eyes. That evening made me an authoress.“ (AB:92) Während Thomas nur wenige Jahre später starb, erstreckte sich der Einfluss von James, der selbst als Religionsphilosoph bekannt wurde, über einen weiten Teil von Harriets Leben. Sie bezeichnet ihn explizit als ihren wichtigsten, meistgeliebten Menschen (vgl. AB:77) und „idolized companion“ (AB:90). Als sie mit 35 Jahren das Angebot erhielt, ein Wirtschaftsmagazin zu leiten, und mehrere enge Vertraute um ihre Meinung bat, traf sie ihre Entscheidung gänzlich auf Basis von James’ Ansicht: Während alle anderen sie dazu ermutigt

⁸⁴ Eine Ausnahme bildet H. G. Atkinson, dessen Einfluss am Ende dieses Unterkapitels Thema ist.

⁸⁵ Dennoch scheint im Vergleich mit Eliot und Brontë die ‚Master‘-, ‚Pupil‘-Dichotomie bei Martineau weniger stark ausgeprägt (vgl. Scholl 2011:15).

hatten, den Posten anzunehmen, war er dagegen – und sie lehnte ab (vgl. AB:410f.). Mit Harriets zunehmendem Erfolg und antireligiösen Wandel wurde die Beziehung angespannter, bis sie schließlich James' Autorität überwand (vgl. Scholl 2011:17f.; Sanders 2002:72ff.).

Von der Überwindung einer Autorität bzw. der Umkehr eines Hierarchieverhältnisses ist in Martineaus Autobiographie allerdings nur einmal explizit die Rede: bei ihrem bereits in Kapitel 3.1 aufgegriffenen Übersetzungsvergleich mit Dr. Aikin. Sie schreibt: „[I] found my own translation unquestionably the best of the two. [...] I had beaten him whom I had taken for my master.“ (AB:78) Es ist bemerkenswert, dass diese Besiegung des ‚Masters‘ ausgerechnet beim Übersetzen geschieht. Auch wenn ein dichotomes Übersetzungsverständnis in Bezug auf ‚richtig – falsch‘ bzw. ‚gut – schlecht‘ zugrundeliegt, lässt diese Episode das emanzipatorische Potential des Übersetzens anklingen.

Weitere wichtige Autoritätspersonen für Martineau waren ihr Schulleiter Isaac Perry und William Johnson Fox, der Herausgeber des *Monthly Repository*. Perry, ihr „just and kind master“ (AB:50) war hauptverantwortlich für den intellektuellen Fortschritt im Rahmen der Schulbildung (siehe Kapitel 4.3). Martineau beschreibt, wie sie von seinem Lob angespornt wurde (vgl. AB:52) und wie er als Lehrer dazu beitrug, dass sie sich ins Schreiben vertiefte:

Composition was my favourite exercise ; and I got credit by my themes, I believe. Mr. Perry told me so, in 1834, when I had just completed the publication of my Political Economy Tales, and when I had the pleasure of making my acknowledgements to him as my master in composition, and probably the cause of my mind being turned so decidedly in that direction. (AB:49f.)

Im Gegensatz zu Perry bezeichnete Martineau Fox nicht explizit als ‚Master‘, ihr Verhältnis war jedoch ähnlich (vgl. AB:106ff.). Als sie sich als 25-Jährige als Mitarbeiterin beim *Monthly Repository* bewarb, sagte er ohne Zögern zu, da er bereits Texte von ihr gelesen hatte. Martineau fand so nicht nur ihren ersten Arbeitsplatz, sondern auch eine Autoritätsfigur, an deren Kritik sie wuchs: „His editorial correspondence with me was unquestionably the occasion, and in great measure the cause, of the greatest intellectual progress I ever made before the age of thirty.“ (AB:107) Zudem schätzte sie ihn und seine Bekannten für ihren geduldigen Umgang mit ihren Eigenarten; in dieser Umgebung begann sie, langsam ihre Schutzhülle abzulegen. Da sie zu dieser Zeit abgesehen vom *Monthly Repository* noch kein literarisches Netzwerk hatte, wurde Fox auch derjenige, der ihre Karriere vonseiten der etablierten Literaturwelt anstieß: Er forderte sie auf, neben den Buchkritiken, die sie für die Zeitschrift verfasste, einige Geschichten zu schreiben, die er dann veröffentlichte. So wurde ihr Name „first made known in literature“ (AB:111). Als Martineau vier Jahre später auf der Suche nach einem Verleger für die *Illustrations* war, die zu ihrem literarischen Durchbruch werden sollten, fädelte Fox außerdem einen Deal mit seinem Bruder Charles ein, der sie schließlich herausgab. Scholl (2011:17f.) sieht in Fox einen ‚Master‘, mit dem Martineaus Bruder James um Einfluss konkurrierte. Beide Autoritäten überwand sie schließlich durch ihre gefühlte moralische Überlegenheit: Fox, weil

er seine Ehefrau für die Musikerin Eliza Flower verließ, und James aufgrund seiner konservativen und religiösen Ansichten.⁸⁶

Ein weiterer ‚Master‘, der mit James in einem Konkurrenzverhältnis stand und ihn schließlich als „significant other“ für Martineau (Sanders 2002:74) verdrängte, war Henry George Atkinson. 1845 lernte sie ihn über gemeinsame Bekannte kennen, ab 1847 pflegten sie engen Kontakt: „[His] friendship has been the greatest privilege of the concluding period of my life. [...] My ten last happy years have been his gift to me [...]“. (AB:489) Wie sie war er ein Mesmerismus-Anhänger und teilte ihren religiösen Skeptizismus. Seine philosophischen Ansichten waren maßgeblich von Francis Bacons und John Lockes Empirismus beeinflusst, allerdings lehnte er die Idee eines Gottes bzw. einer Erstursache ab. Damit war er einen Schritt weiter als Martineau, die daran bereits zweifelte, sich jedoch noch nicht gänzlich losgelöst hatte. Unter seinem Einfluss wandte sie sich schließlich endgültig einer atheistischen Philosophie zu:

In truth, he at his Baconian point of view, and I at my metaphysical, were in our attempts to understand each other something like beings whose reliance is on a different sense, —those who hear well and those who see well, —meeting to communicate. [...] But my friend had patience with me, seeing what was the matter, and knowing that there were grand points of agreement between us which would secure a thorough understanding, sooner or later. If, amidst my metaphysical wanderings, I had reached those points of agreement, there was every reason to suppose that when I had found the hopelessness of the metaphysical point of view, with its uncertain method and infinite diversity of conclusions, —corresponding with the variety of speculators, —I should find the true exterior point of view, the positive method, and its uniform and reliable conclusions. In this faith, and in wonderful patience, my friend bore with my waywardness and occasional sauciness, till at length we arrived at a complete understanding. (AB:492)

1851 veröffentlichten sie ihren Briefwechsel, in dem sie fundamentale Fragen über die Menschheit und das Universum behandelten, unter dem Namen *Letters on the Laws of Man's Nature and Development*. Sie schrieben über die Trennung von Wissenschaft und Theologie, die Wissenschaft als Basis für Philosophie und Gesellschaft und über die Möglichkeiten der Anwendung wissenschaftlicher Methoden auf die Gesellschaft (vgl. Pickering 2009:135).⁸⁷ Damit war der Weg zu Comte, dessen *Cours* sie zwei Jahre später übersetzte, geebnet.

⁸⁶ Martineau selbst thematisiert das Zerwürfnis mit ihrem Bruder in der Autobiographie nicht; aufgegriffen wird es von Pichanick (1980:135f., 188ff.) und Sanders (2002:72ff.).

⁸⁷ Pichanick (1980:187) beschreibt die *Letters* als „not intrinsically important [...] long-winded, often illogical, and sometimes even arrant nonsense“. Bedeutend sind sie insofern, als dass sie Martineaus Abwendung vom Theismus explizit machen und die erwartete stark negative Rezeption hervorriefen.

4.5. Geschlecht

Es mag verwundern, dass eine so starke und erfolgreiche Frau fast ausschließlich zu männlichen Autoritätsfiguren aufsah⁸⁸; dieses Spannungsverhältnis ist jedoch symbolisch für Martineaus ambivalentes Geschlechterverständnis und ihr Leben zwischen Feminität und Maskulinität. Während Geschlecht in der Sekundärliteratur ein zentrales Thema ist, sticht es in der Autobiographie vor allem durch Abwesenheit hervor.⁸⁹ Das ist zum einen dadurch erklärbar, dass sie die ‚männliche‘ Form einer säkular-spirituellen Autobiographie wählte und sich damit eines ‚männlichen‘ Diskurses bediente; zum anderen hatte sie politisch motivierte Gründe, um Geschlecht nur eingeschränkt anzusprechen. Dass sie es als Mädchen bzw. Frau in einer patriarchalen Gesellschaft mit erschwerten Startbedingungen zu tun hatte, war ihr bewusst; in ihrem Kampf um Frauenrechte fand sie jedoch die Thematisierung negativer persönlicher Erfahrungen fehl am Platz:

Nobody can be farther than I am from being satisfied with the condition of my own sex, under the law and custom of my own country ; but I decline all fellowship and co-operation with women of genius or otherwise favourable position, who injure the cause by their personal tendencies. [...] The best friends of that cause are women who are morally as well as intellectually competent to the most serious business of life, and who must be clearly seen to speak from conviction of the truth, and not from personal unhappiness. The best friends of the cause are the happy wives and the busy, cheerful, satisfied single women, who have no injuries of their own to avenge, and no painful vacuity or mortification to relieve. (AB:302)

⁸⁸ Weibliche Autoritätsfiguren sind in Martineaus Autobiographie meist negativ behaftet, wie etwa Martineaus Mutter oder Mary Wollstonecraft (vgl. Sanders 1989:132). Als eine der wenigen Ausnahmen wird die Schriftstellerin Joanna Baillie positiv beschrieben: Martineau nennt sie – neben Mary Sommerville und Elizabeth Barrett Browning – als eine der „few really able women, — women sanctified by true genius and holy science“ (AB:266). Besonders imponierte ihr Baillies Unerschütterlichkeit, mit der sie nach einem plötzlichen Prestigeverlust weiterarbeitete: „She had been told every day for years, through every possible channel, that she was second only to Shakspeare, — if second ; and then she had seen her works drop out of notice so that, of the generation who grew up before her eyes, not one in a thousand had read a line of her plays: — yet was her serenity never disturbed, nor her merry humour in the least dimmed. [...] For these twenty years past, I have solaced and strengthened myself with the image of Joanna Baillie [...]“. (AB:270f.) Wie aus dem letzten Satz ersichtlich wird, diente Baillie für Martineau eher als eine Art Idealbild denn als leibhaftige Autoritätsperson wie etwa die im vorigen Kapitel beschriebenen Männer.

⁸⁹ Der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Autobiographie ist generell ein ergiebiges Thema. Siehe dazu etwa Smith (1987), die theoretische Überlegungen zur genderspezifischen Selbstdarstellung von Frauen in Autobiographien und einen Überblick über die Entwicklung seit dem 15. Jahrhundert bietet oder auch Sanders (1989), die spezifisch Autobiographien von Frauen in der viktorianischen Zeit untersucht. Beide – wie auch Peterson (1986), die sich mit der viktorianischen Autobiographietradition beschäftigt – behandeln Martineaus Autobiographie als außergewöhnliches Beispiel: Im Gegensatz zu den meisten anderen Frauen wählte sie eine ‚männliche‘ Form der Selbstdarstellung (siehe Einleitungen zu den Kapiteln 3 und 4).

Dementsprechend geht sie nur an sehr wenigen Stellen auf ihre eigenen Erfahrungen mit geschlechtsspezifischer Benachteiligung ein.⁹⁰ Ihre Autobiographie erzählt die Geschichte einer „‘exceptional woman’ who is simultaneously the representative man“ (Smith 1987:134):

Philosopher, author, world traveler, political consultant, Martineau presents herself as the exceptional woman who lives the life of a man. [...] The very form of her story reinforces that transvestism as she privileges an androcentric vision of autobiographical selfhood by telling a “public”, rather than “private” story, tracing in a causal line the empirically established “progression of a mind.” (Smith 1987:135)

Ausgehend von der Bezeichnung ‚Transvestismus‘ drängt sich ein Vergleich mit Translation auf: Martineau ‚übersetzte‘ sich selbst in einen Mann. Tatsächlich wurde sie weitgehend als sehr männlich wahrgenommen, was wohl für ihren Erfolg mitverantwortlich war. Zeitgenossin Elizabeth Barret Browning (zit. n. Mermin 1993:100) beschrieb sie beispielsweise als „the most manlike woman in the three kingdoms – in the best sense of man – a woman gifted with admirable fortitude, as well as exercised in high logic“. Martineau nahm eine Rolle als ‚männliche‘ Frau an und machte sich damit auch männliche Privilegien zu eigen (vgl. Smith 1987:123).

Gleichzeitig war aber auch stets ihre ‚weibliche‘ Seite präsent, v. a. in Bezug auf häusliches Leben. Sie vertrat die traditionelle Frauenrolle insofern, als sie glaubte, Frauen wollten ‚natürlicherweise‘ einen Haushalt führen und mütterliche Qualitäten ausleben: „No true woman, married or single, *can* be happy without some sort of domestic life ;—without having somebody's happiness dependent on her [...]“. (AB:497f.) Sie selbst verwirklichte diesen Wunsch mit ihrem Haus in Ambleside, in dem sie als „intellectual matriarch“ (David 1987:55) lebte: „[M]y own ideal of an innocent and happy life was a house of my own among poor improvable neighbours, with young servants whom I might train and attach to myself [...]“. (AB:498) Das Spannungsverhältnis zwischen der traditionellen Weiblichkeit und der Männlichkeit als Ideal, das auch Frauen leben konnten, spiegelt sich in ihrem Feminismus und in den Verflechtungen von Autorinnen- und Übersetzerinnenschaft wider.⁹¹

Ausgerechnet in Bezug auf die Comte-Übersetzung könnte ihre Weiblichkeit sogar von Vorteil gewesen sein, was einmal mehr die diskursive Parallele zwischen Frauen und Übersetzen unterstreicht⁹²: „The fact that the translator was a woman undoubtedly made it easier for Comte to appreciate the book and meant that he did not find it threatening as he did

⁹⁰ Ein in der Sekundärliteratur vielzitiertes – und auch in dieser Arbeit bereits erwähnter – Satz ist: „When I was young, it was not thought proper for young ladies to study very conspicuously ; and especially with pen in hand.“ (AB:77) Hier macht sie deutlich, dass sie bereits als junges Mädchen gegen Geschlechterkonventionen verstieß. Weitere Beispiele beziehen sich auf den öffentlichen Raum (die Krönung Viktorias sei die einzige Gelegenheit gewesen, bei der sich Frauen problemlos alleine in der Öffentlichkeit bewegen konnten, vgl. AB:419) und auf das Redeverhalten („I believe I have never met with more than three men, in the whole course of my experience, who talked with women in a perfectly natural manner ; that is, precisely as they talked with men“, AB:235). Ansonsten sind Erfahrungen der Ungleichbehandlung kaum Thema.

⁹¹ Siehe Kapitel 2.3.3 und 3.

⁹² Siehe Kapitel 1.5.

with works written or proposed by men.“ (Pickering 2009:145) Gegenüber einer Frau konnte er seine männliche Überlegenheit wahren und paternalistische Anerkennung kundtun.⁹³ Er dachte auch, dass sie als Frau ein besseres Gefühl für die sozialen und moralischen Ziele des *Cours* haben müsste, während Männer einen beschränkten Zugang hätten, der sich nur auf die intellektuelle Ebene fokussierte (vgl. Pickering 2009:146).

Vordergründig wurde sie jedoch wie gesagt als Frau wahrgenommen, die aus ihrer vorgesehenen Geschlechterrolle fiel. Dadurch hatte sie auch mit gesellschaftlicher Isolation und Feindseligkeit zu kämpfen: Beispielsweise wurde sie als „ill-favoured dogmatizing, masculine spinster“ (zit. n. Smith 1987:126) bezeichnet; eine der heftigsten Attacken aus der Presse beschrieb sie als „the anti-propagation lady a single sight of whom would repel all fears of surplus population as regards himself, her aspects being as repulsive as her doctrines“ (zit. n. Huzel 2006:77). Sie selbst gibt jedoch an, sich von solchen Angriffen nicht entmutigen zu lassen – ganz im Gegenteil: „It always is the way with me, and has been since I grew up, that personal mortifications [...] put me in a happy state of mind. [...] It is always so with hostile reviewers ;— the more brutal, the more animating.“ (AB:447)

Viele der sexistischen Attacken bezogen sich auf die Tatsache, dass sie nie verheiratet war (vgl. Huzel 2006:75ff.) Als 24-Jährige – kurz nachdem ihr Vater gestorben war – verlobte sie sich zwar mit John Hugh Worthington, einem Studienkollegen ihres Bruders James; Worthington starb jedoch bald. Für sie bedeutete sein Tod in erster Linie Erleichterung, da sie von Anfang an mit der Verlobung nicht ganz glücklich gewesen war (vgl. AB:100). Auch retrospektiv sieht sie ihr Leben als unverheiratete Frau durchwegs positiv:

I am, in truth, very thankful for not having married at all. I have never since been tempted, nor have suffered any thing at all in relation to that matter which is held to be all-important to woman,—love and marriage. [...] The older I have grown, the more serious and irremediable have seemed to me the evils and disadvantages of married life, as it exists among us at this time : and I am provided with what it is the bane of single life in ordinary cases to want,—substantial, laborious and serious occupation. My business in life has been to think and learn, and to speak out with absolute freedom what I have thought and learned. [...] My work and I have been fitted to each other, as is proved by the success of my work and my own happiness in it. [...] I am probably the happiest single woman in England. (AB:100ff.)

Sie war sozusagen ‚glücklich mit ihrer Karriere verheiratet‘ (vgl. David 1987:29). Ein Ehemann wäre ihrem beruflichen Erfolg vermutlich auch nicht besonders zuträglich gewesen: „[H]ad she

⁹³ Eine solche Unterschätzung könnte wiederum Spielräume für subversives Handeln eröffnen. Es spricht allerdings beinahe alles dafür, dass Martineau ihre Macht als Übersetzerin nicht deshalb ausnutzte, weil sie es unbeobachtet tun konnte – sozusagen ‚von unten nach oben‘ –, sondern weil sie es als selbstbewusste Autorität tat, also eher ‚von oben nach unten‘ (siehe Kapitel 3).

married him it is possible she would have remained an obscure writer of religious tracts and political essays.“ (David 1987:38)⁹⁴

4.6. Unerwartete karrierefördernde Ereignisse

Der Tod von Martineaus Verlobtem kann also als richtungsweisendes Ereignis für den Verlauf ihrer Karriere gesehen werden. Ähnliches gilt für den Tod ihres Vaters und den Untergang seines Unternehmens. Wie bereits in Kapitel 4.3 kurz angesprochen, wurde in der Familie Martineau grundsätzlich damit gerechnet, dass sich die Kinder früher oder später selbst erhalten müssten, da der wirtschaftliche Erfolg des Vaters stets unsicher war. Seine Tuchfabrik lief meistens gut, jedoch nie so gut, um auf eine finanzielle Absicherung der ganzen Familie vertrauen zu können. Die Wirtschaftskrise 1825–1826 überstieg jedoch sämtliche Erwartungen: Die Familie stand vor dem finanziellen Abgrund. Diese schwierige Situation verstärkte offenbar den ohnehin bereits schlechten Gesundheitszustand des Vaters, der an einer Lebererkrankung litt und schließlich kurze Zeit später starb (vgl. AB:97ff.). Mit dem endgültigen Ruin der Fabrik drei Jahre später war die Familie plötzlich arm; Martineau spricht davon, nur mehr „precisely one shilling in my purse“ (AB:108) gehabt zu haben. Bald führte die neue Armut jedoch zu einem „blessing of a wholly new freedom“ (AB:108), da es für sie und ihre Schwestern der Anstoß war, eigenständig zu arbeiten:

I, who had been obliged to write before breakfast, or in some private way, had henceforth liberty to do my own work in my own way ; for we had lost our gentility. Many and many a time since have we said that, but for that loss of money, we might have lived on in the ordinary provincial method of ladies with small means, sewing, and economizing, and growing narrower every year : whereas, by being thrown, while it was yet time, on our own resources, we have worked hard and usefully, won friends, reputation and independence, seen the world abundantly, abroad and at home, and, in short, have truly lived instead of vegetated. (AB:108)

Es zeigt sich, wie ein vordergründig katastrophales Ereignis zum Auslöser für eine erfolgreiche Karriere werden kann. Wäre Martineau immer finanziell abgesichert gewesen, hätte sie das Schreiben nicht notwendigerweise zu ihrem Beruf machen müssen bzw. wäre sie wohl nicht im selben Ausmaß in das Literaturgeschäft eingestiegen.

Für Freedgood (1995:38) ist auch ein konkreter Zusammenhang mit den *Illustrations* erkennbar. Wenige Jahre später schrieb Martineau über ebendie ökonomischen Gesetze, die ihr kurzfristig schaden, aber langfristig halfen:

⁹⁴ Pichanick (1977:27ff.) greift die Frage auf, ob Martineau lesbisch war; einiges würde sowohl dafür als auch dagegen sprechen. Meiner Meinung nach ist die sexuelle Orientierung Martineaus jedoch weitgehend irrelevant, da romantische Beziehungen für ihr Leben – abgesehen von der kurzzeitigen Verlobung – prinzipiell keine Rolle spielten und ihr Werk nicht beeinflussten.

The iron laws of political economy rescue Martineau from the iron laws of middle-class domestic economy and a woman's place within it: instead of having to hide and minimize her work, she now could and must engage in it openly and productively. [...] The invisible hand of the market [...] brought disaster upon her and her family, but it also allowed for her, as a middle-class woman, to regain financial security and attain literary celebrity through writing a series of tales which explain and defend the system by which she has been paradoxically both victimized and liberated.

Ein weiteres Ereignis, das Martineaus Karrierebeginn förderte, war der Schreibwettbewerb der *Central Unitarian Association*, an dem sie als 28-Jährige teilnahm. Die Aufgabe war, einen theologischen Essay zu schreiben, in dem man entweder der katholischen, der muslimischen oder der jüdischen Glaubensgemeinschaft den Unitarismus näherbrachte (vgl. AB:114ff.). Martineau nahm nicht aufgrund des (geringen) Preisgeldes teil, sondern um ihre Schreibfähigkeit zu überprüfen: „I felt an earnest desire to ascertain whether I could write, as Mr. Fox and other personal friends said I could. I saw that it was a capital opportunity for a fair trial of my competency in comparison with others.“ (AB:115) Sie gewann in allen drei Kategorien. In der Autobiographie spricht sie vom besten Erlebnis seit dem Tag, an dem ihr Bruder sie aufgefordert hatte, das Schreiben zu ihrem Beruf machen.⁹⁵ Der Gewinn des Wettbewerbs war für sie eine erneute Bestätigung, auf dem richtigen Weg zu sein: „I had now found that I could write, and I might rationally believe that authorship was my legitimate career.“ (AB:119) Wie sie an einer viel späteren Stelle anmerkt, hatte sie ab diesem Zeitpunkt auch keine Bedenken mehr, Arbeit zu finden, sondern konnte sie sich stattdessen aussuchen. Ein Leben mit viel Arbeit und ohne Ruhezeit – abgesehen von ihren Reisen und längeren Krankheiten – nahm von da an seinen Lauf (vgl. AB:25). Das Preisgeld ermöglichte ihr außerdem einen Aufenthalt in Dublin, wo sie ihren Bruder und dessen Frau besuchte; dort, wohl auch vom Erfolg beflügelt, begann sie, die *Illustrations* zu schreiben (vgl. AB:122f.).

Die *Illustrations* wurden schließlich zum markantesten Einschnitt ihres Werdegangs. Das Projekt verlangte viel Überzeugung und Risikobereitschaft:

The whole business was the strongest act of will that I ever committed myself to ; and my will was always a pretty strong one. [...] I now believed that for two years I must support an almost unequalled amount of literary labour : that, owing to the nature of some of the subjects to be treated, my effort would probably be fatal to my reputation : that the chances of failure in a scheme of such extent, begun without money or interest, were most formidable ; and that failure would be ruin. (AB:122)

Die Verlagssuche stellte sich als äußerst schwierig heraus; schlussendlich nahm sie das Angebot von Charles Fox⁹⁶ an, das für sie schlechte Konditionen – in erster Linie das finanzielle Hauptrisiko – bedeutete (vgl. AB:123ff.). Sorgen und Probleme solcher Natur waren für ihr restliches Leben vorbei, als sie nach der Veröffentlichung von Fox einen Brief erhielt, der von ersten Verkaufserfolgen und dem Bedarf an einer großen Anzahl an Nachdrucken berichtete:

⁹⁵ Siehe Kapitel 4.4.

⁹⁶ Bruder von William Johnson Fox, siehe Kapitel 4.4.

„From that hour, I have never had any other anxiety about employment than what to choose, nor any real care about money.“ (AB:135) Reich wurde sie mit den *Illustrations* nicht – „[b]ut I got a hearing, — which was the thing I wanted.“ (AB:201) Martineau war vom öffentlichen Zuspruch überwältigt; ein Großteil der Presse schien auf ihrer Seite zu stehen, sie bekam viele positive Zuschriften von Leser*innen und Anfragen von Politikern, über bestimmte Themen zu schreiben (vgl. AB:135f.).

Dieser immense Erfolg prägte ihr restliches Leben. Er verschaffte ihr finanzielle Sicherheit und Unabhängigkeit; dadurch gewann sie die Freiheit, sich ihre Arbeit auszusuchen und dabei ihren Überzeugungen treu zu bleiben, sowie die Möglichkeit zu reisen. Er verschaffte ihr auch Selbstsicherheit in ihrer Rolle als Schriftstellerin und bekräftigte sie darin, sich an kontroversielle Themen zu wagen – u. a. eine gute (oder notwendige) Basis für die Übersetzung von Comtes kontroversiellem *Cours*. Zur Selbstsicherheit verhalf wohl auch das zuvor beschriebene ursprüngliche Risiko und die enorme Überzeugung, mit der Martineau an die *Illustrations* herangegangen war: Entgegen vieler Widerstände hatte sie fest an den Wert ihres Vorhabens geglaubt und schließlich damit Recht behalten. In der Autobiographie findet sich in diesem Kontext die erste Stelle, an der sie eine allgemeinere Zufriedenheit beschreibt, die über kurzzeitige Linderungen ihres mühevollen Lebens hinausgeht: „I had now, by thirty years of age, ascertained my career, found occupation, and achieved independence ; and thus the rest of my life was provided with its duties and its interests. Any one to whom that happens by thirty years of age may be satisfied ; and I was so.“ (AB:137) Ihr literarischer Durchbruch bedeutete also eine Art Selbstfindung, die sich auch formal in der Autobiographie widerspiegelt: Ab dieser Stelle ändert sich der Ton; die Erzählung wird wesentlich weniger selbstzentriert und erklärend, sondern vielmehr zu einer Aneinanderreihung von Anekdoten, Begegnungen mit verschiedenen Persönlichkeiten und Einblicken in die damalige Gesellschaft. Außerdem hatte der Durchbruch einen Umzug nach London und die Entstehung eines umfassenden Netzwerks zur Folge (siehe Kapitel 4.8).

4.7. Religion

Obwohl Martineau unter anderem mit ihrer Religionskritik bekannt wurde, hatte Religion für sie lebenslang eine zentrale Rolle inne. Vor allem in der Beschreibung ihrer Kindheit nimmt sie viel Platz ein, aber auch im weiteren Verlauf der Autobiographie behält sie ihren Status als eine Art Leitmotiv: Vom religiösen Fanatismus über eine ‚sanftere‘ metaphysische Haltung bis hin zur atheistischen, wissenschaftlichen Erleuchtung entspricht ihre Darstellung der Form einer säkular-spirituellen Autobiographie und den drei Entwicklungsstadien Comtes.⁹⁷ An

⁹⁷ Siehe Einleitungen zu den Kapiteln 3 und 4.

Martineaus Fall ist zu sehen, wie Religion und Wissenschaft einerseits im Widerspruch zueinander stehen und andererseits Parallelen und Verknüpfungen aufweisen – bis zu einem Ausmaß, in dem Martineaus Religion sogar ein gewisses Maß an ursächlicher Verantwortung für ihre spätere Entscheidung für die Wissenschaft zugeschrieben werden kann.

Wie in Kapitel 4.1 dargelegt, wurde die Religion für Martineaus Kindheit zu einem wichtigen Rückzugsort, an dem sie Trost und erste intellektuelle Beschäftigung fand. Sie wurde von ihren Eltern unitarisch⁹⁸ erzogen, das Ausmaß ihres jungen Fanatismus dürfte jedoch die elterlichen Erwartungen überstiegen haben (vgl. AB:73). Wichtig waren ihr in erster Linie die Gesetze, mit denen sie das verwirrende Leben ordnen konnte. Als Zwei- bis Dreijährige sei sie „the absurdest little preacher“ (AB:9) gewesen und sie konnte noch kaum schreiben, als sie Maximen, die sie irgendwo aufgeschnappt hatte, in ein Büchlein schrieb (vgl. AB:9). Die Bibel und Miltons *Paradise Lost* wurden die wichtigsten Bücher ihrer jungen Jahre. Als Jugendliche las sie Hartley, der zu einem wichtigen Einfluss wurde – „perhaps the most important book in the world to me, except the bible“ (AB:80). Hartleys Necessitarianismus prägte ihr weiteres Leben stark. Ihm zufolge war alles Teil einer langen Kausalkette, die bis zu einer Erstursache bzw. bis zu Gott zurückreichte – was war, war notwendigerweise so, und konnte nicht anders sein, einen freien Willen oder göttlichen Eingriffe gab es nicht (vgl. Watts 2011:638). Der Glaube an diese radikal deterministische Philosophie gab Martineau Halt:

From the time when I became convinced of the certainty of the action of laws, of the true importance of good influences and good habits, of the firmness, in short, of the ground I was treading, and of the security of the results which I should take the right means to attain, a new vigour pervaded my whole life, a new light spread through my mind, and I began to experience a steady growth in self-command, courage, and consequent integrity and disinterestedness. (AB:84)⁹⁹

Außerdem liegt wohl ein guter Teil Martineaus politischer Ansichten in Hartleys Necessitarianismus begründet: Seiner Bildungsphilosophie zufolge hatten Rahmenbedingungen und der Umgang mit Kindern größeren Einfluss auf deren Entwicklung als etwa ein angeborener Charakter, d.h. mit der richtigen Erziehung konnten alle Menschen dasselbe

⁹⁸ Der Unitarismus entstand aus radikal reformatorischen Strömungen des 18. Jahrhunderts, und wurde zu einer eher kleinen Religion, die hauptsächlich Menschen aus der urbanen Mittelschicht anzog. Wichtige Grundpfeiler waren die Ablehnung der Dreifaltigkeitslehre, das Streben nach Vernunft und moralischer Perfektion und ein optimistischer Glauben an das Potential der Menschheit. Man interessierte sich für Naturgesetze und suchte auch nach wissenschaftlichen Erklärungen. Die wichtigsten Vertreter waren Joseph Priestley (1733–1804), Naturwissenschaftler, Theologe und liberaler politischer Theoretiker, und David Hartley (1705–1757), dessen deterministische Philosophie v.a. die unitarische Bildungsphilosophie stark prägte. Sein ‚Necessitarianismus‘ besagte, alles sei Teil einer langen Kausalkette und in letzter Konsequenz auf eine Erstursache bzw. Gott zurückzuführen, und beeinflusste Martineau stark (vgl. Watts 2011:638). Insgesamt dürfte der Unitarismus politischer und progressiver als andere Religionen gewesen sein: Gegner*innen nannten die Anhänger*innen „a political rather than religious sect – radical to a man“ (Pichanick 1980:32).

⁹⁹ An dieser Stelle möchte ich an die in Kapitel 4.1 aufgegriffene Parallele zu den *Illustrations* erinnern: Martineau, die durch ihren Glauben an Gesetze Stabilität gewann, übertrug ihre persönliche Strategie auf die Gesamtgesellschaft, bei der sie denselben Effekt erzielen wollte (vgl. Freedgood 1995:37).

Ausmaß an Glück, Wissen und moralischer Perfektion erreichen. Dementsprechend wurden Menschen unabhängig von Geschlecht, Herkunft etc. als grundsätzlich gleichwertig anerkannt (vgl. Watts 2011:638). Bildung bedeutete für Martineau den Schlüssel zum Erfolg – in diesem Licht sind Martineaus Eintreten für eine bessere Bildung von Mädchen wie auch ihr Bestreben nach Aufklärung der breiten Masse zu sehen.

Bildung war schließlich auch ein Faktor für Martineaus Abwendung von der Religion. Nach intensiver Auseinandersetzung mit Empirismus, atheistischer Philosophie (vgl. AB:471f.) und unter dem Einfluss ihres ‚Masters‘ Atkinson mündete ihr religiöser Skeptizismus im Atheismus¹⁰⁰; gegen Ende der Autobiographie spricht sie von „total relinquishment of theology“ (AB:539). Stattdessen hatte sie ihr neues Gerüst im Positivismus gefunden, religiöse bzw. metaphysische Gesetze wurden nun durch wissenschaftliche ersetzt. Durch die empirischen, wissenschaftsoffenen Elemente in Unitarismus und Necessitarianismus war der Übergang zum Positivismus nicht mehr allzu schwer; Pichanick (1980:198) sieht in Martineaus Auffassung des Positivismus kaum Unterschiede zu ihrem Glauben davor:

Her positivism was at heart nothing more than necessarianism altered to conform to a new secular faith. She still rested as she had in the past on “laws which cannot be broken by human will”. The main difference between her new philosophy and her old was that she could now distinguish between the knowable and the unknowable, and was able to dismiss the latter from her consciousness: there was no first cause in her new universe. The empiricism of Comtean thought was the foundation of her new creed, and the more disquieting details of positivism neither altered her faith in it nor disturbed her old liberal convictions.¹⁰¹

Wie in Kapitel 3 zu sehen war, pflegte Martineau einen Zugang zur Wissenschaft bzw. zum Positivismus, der beinahe wie religiöse Verehrung klingt. Da sie jedoch Comtes autoritäre und misogynen Ansichten ablehnte und seine Forderung nach einer ‚Religion of Humanity‘ als Fehlentwicklung empfand¹⁰², legte sie sich den Positivismus gemäß ihren eigenen Überzeugungen zurecht. Während sie eine solche Vorgehensweise an den Anhänger*innen des Unitarismus stark kritisierte – sie bezeichnete „the practice [...] of taking any liberties they please with the revelation they profess to receive“ als „Unitarian shallowness“ (AB:29) –, tat sie mit dem Positivismus und bei der *Positive Philosophy* im Grunde dasselbe. In Bezug auf die *Positive Philosophy* sagt sie: „I claimed my liberty to do the work which I thought best for the truth.“ (AB:59) Ihre unitarische Herkunft spiegelt sich also auch in dieser Hinsicht wider (vgl. Pichanick 1980:198).

¹⁰⁰ Siehe Kapitel 4.4.

¹⁰¹ Dennoch darf Martineaus Wandlung zur Atheistin nicht unterschätzt werden. Der Weg von religiösem Fanatismus bis hin zu einer Aussage wie „Men worship the air and call it God“ (AB:55) erfordert durchaus ein gewisses Maß an Radikalität.

¹⁰² Siehe Kapitel 2.3.2.

4.8. Netzwerk

In der Religion fand auch Martineaus Netzwerk seinen Anfang. Das *Monthly Repository* war eine unitarische Zeitschrift¹⁰³; hier fand Martineau ihren ersten Arbeitsplatz und lernte den Herausgeber William Johnson Fox kennen, von dem sie anschließend gefördert wurde.¹⁰⁴ Er forderte sie auf, Geschichten zu schreiben, veröffentlichte sie und machte sie so in der Literaturwelt erstmalig bekannt (vgl. AB: 110f.). Als Martineau für die Veröffentlichung der *Illustrations* auf Verlagssuche war, stellte er den Kontakt zu seinem Bruder Charles Fox her, der sie schließlich publizierte (AB:123ff.). Ansonsten hatte sie damals keine literarischen Kontakte, was sie offenbar auch nicht besonders störte: „I do not mean that any amount of literary connexion would necessarily have been of any service to me ; for I do not believe that ‘patronage,’ ‘introductions’ and the like are of any avail, in a general way.“ (AB:111) Sie schien also generell nicht allzu sehr an den Nutzen von Netzwerken zu glauben.

Ob sie es wollte oder nicht, mit dem Erfolg der *Illustrations* wurde ihr Bekanntenkreis schlagartig größer. Nach diesem Einschnitt verändern sich auch Ton und Themen in der Autobiographie¹⁰⁵: Im Zentrum steht eine lange Aneinanderreihung von Beschreibungen unzähliger – meist prominenter – Personen, Martineaus Begegnungen mit ihnen und Meinungen über sie – ein ‚Who is Who‘. Sie kannte beinahe alle einflussreichen Personen ihrer Zeit, von anderen Schriftsteller*innen/Künstler*innen über Wissenschaftler*innen bis hin zu ranghohen Politikern. Sie selbst spricht von einer „immense acquaintance“ (AB:145), hatte ständig Besuch, wurde sehr häufig zu Dinnerparties und anderen Gesellschaftsveranstaltungen eingeladen und war ihren Angaben zufolge immer schon drei bis vier Wochen im Voraus verplant (vgl. AB:279ff.). Allerdings beschreibt Martineau ihre Bekanntschaften kaum im Detail und berichtet fast nie über Kooperationen o.Ä. – abgesehen von meist mühseligen Kontakten zu Verlegern und den ‚Masters‘ außerhalb der Familie, Fox und Atkinson (siehe Kapitel 4.4).¹⁰⁶ An einer Stelle spricht sie explizit an, fast ausschließlich berühmte Personen in ihre Autobiographie aufgenommen zu haben, und stellt gleichzeitig klar: „[I]t must be understood that these were not my intimates, or most valued acquaintances.“ (AB:282)

¹⁰³ Das *Monthly Repository* war seit seiner Gründung liberaler als andere religiöse Zeitschriften zu der Zeit und behandelte viele gesellschaftspolitisch relevante Themen. Unter Fox als Besitzer und Herausgeber löste sich die Zeitschrift schließlich von ihren unitarischen Wurzeln und wurde zu einem „vehicle for liberal thought and radical idealism“ (Pichanick 1980:33).

¹⁰⁴ Siehe Kapitel 4.4.

¹⁰⁵ Siehe Einleitung zu Kapitel 4.

¹⁰⁶ Martineau erwähnt eine Anfrage von Charles Babbage, der als Erfinder der ‚Analytical Engine‘ – ein Vorläufer des Computers – bekannt wurde: Sein Buch *On the Economy of Machinery and Manufactures* war zur gleichen Zeit wie die *Illustrations* erschienen und ebenfalls sehr erfolgreich, weshalb er vorschlug, ihre Werke in Zukunft gegenseitig zu bewerben (vgl. AB:201). Ob es tatsächlich dazu kam, wird in der Autobiographie jedoch nicht klar.

Insgesamt schien sie sich unter Gesellschaft nur begrenzt wohlfühlen. Zwar lockerte sich ihre Abneigung gegen Gesellschaftsveranstaltungen, als sie in London lebte¹⁰⁷; dennoch bevorzugte sie grundsätzlich ihre zurückgezogene Arbeit und schlug viele Einladungen aus, v.a. wenn sie Gefahr lief, selbst als Berühmtheit im Mittelpunkt zu stehen (vgl. AB: 140ff., AB:251f.). Die Intellektuellenkreise, in denen sie verkehrte, vermisste sie in ihrem späteren Leben nicht: Nachdem sie von ihrer langen Krankheit in Tynemouth genesen war, hatte sie kein Bedürfnis, nach London zurückzukehren (vgl. AB:141). Trotzdem steht fest: Martineaus Netzwerk war riesig, vielfältig und voller einflussreicher Personen. Aufgrund der Bandbreite hatte sie Ansprechpersonen für jedes Thema, und mit vielen stand sie in regem Briefkontakt.¹⁰⁸ Sie bewegte sich in einer professionellen Interkultur, die literarisch, wissenschaftlich und politisch war; dadurch hatte sie vielfältigen Gedankenaustausch und kannte die Rahmenbedingungen und Konventionen unterschiedlicher sozialer Kreise und Wissensgebiete.

Ein massiver Vorteil ihres großen Netzwerks war der Umstand, dass es ihr nie an Aufträgen und Informationen mangelte: „From the time of my settlement in London, there was no fear of any dearth of information on any subject which I wished to treat. Every party, and every body who desired to push any object, forwarded to me all the information they held.“ (AB:174) Viele Menschen, v.a. Politiker, wollten etwas von ihr und stellten ihr die nötigen Mittel zur Verfügung. Auf diese Weise konnte sie auch aktiv auf die Politik einwirken. Martineau erzählt u. a. davon, einige Mitglieder des *House of Commons* von der Notwendigkeit einer Reform des Armengesetzes überzeugt zu haben (vgl. AB:173f.).¹⁰⁹ Das Interesse der Politik an ihr ging so weit, dass sie manchmal Angebote ablehnte, um ihre Objektivität zu wahren. Drei Mal wurde ihr von unterschiedlichen Premierministern Geld angeboten, um ihr Unabhängigkeit von Verlagsdeals und Verkaufszahlen zu gewähren. Politische Unabhängigkeit war Martineau wichtiger: „I felt that practically the sense of obligation would weigh heavily upon me, and that I could never again feel perfectly free to speak my mind on politics.“ (AB:463)¹¹⁰ In anderen Situationen nahm sie die finanzielle Unterstützung ihres Netzwerks dankbar an: Sie ließ sich von Freunden Geld, um die *Illustrations* realisieren zu können (vgl. AB:123), und bekam

¹⁰⁷ „I now found what the real pleasures of social intercourse are, and was deeply sensible of its benefits : but it really does not appear to me that I was intoxicated with the pleasure, or that I over-rated the benefit.“ (AB:141) Ihre veränderte Einstellung hing u.a. damit zusammen, dass in London anders mit ihrer Schwerhörigkeit umgegangen wurde (siehe Kapitel 4.9).

¹⁰⁸ Für eine detaillierte Aufarbeitung ihres Netzwerks würde sich dementsprechend eine Analyse von Martineaus Briefen (Sanders 1990, Logan 2007) anbieten.

¹⁰⁹ Ein anderes Mal wurde sie von der Frau eines Ministers um Hilfe bzgl. der von der Chartistenbewegung verursachten Unruhen gebeten: „[S]he wrote under her husband’s sanction, to ask me [...] to use my power over the working-classes, to bring them to reason, &c., &c.“ (AB2:1) In diesem Fall lehnte sie ab, da sie zum einen glaubte, keinen Einfluss auf die Chartisten zu haben, und sie zum anderen in vielen Punkten mit ihnen übereinstimmte.

¹¹⁰ In Bezug auf die *History of England during the Thirty Years’ Peace* sah Martineau auch einen konkreten Vorteil darin, das Geld der Regierung ausgeschlagen zu haben: „No person in receipt of a pension from government, bestowed by Lord Melbourne, could have written that History ; and I have had more satisfaction and pleasure from that work than any amount of pension could have given me.“ (AB:463)

während ihrer langen Krankheit Hilfe von Freund*innen, die eine Spendensammlung organisierten, da sie nicht in der Lage war, für ihren Lebensunterhalt zu sorgen (vgl. AB:464). Sie war also nie gänzlich auf sich alleine gestellt – auch wenn sie sich über weite Strecken bewusst zur Einzelgängerin machte. Es gab immer ein Netz an Menschen, die hinter ihr standen, und einflussreiche Persönlichkeiten, die von ihrer Arbeit überzeugt waren und sie unterstützten.

In Bezug auf die *Positive Philosophy* war vor allem ihre Verbindung mit der radikal-philosophischen Zeitschrift *Westminster Review* relevant. Der Herausgeber John Chapman – „a friend, confidante, and an ally“ (Pichanick 1980:202) hatte bereits viele Artikel Martineaus sowie die *Atkinson Letters* veröffentlicht, war Comtes Positivismus wohlgesonnen und sicherte ihr so ohne Zögern die Publikation der *Positive Philosophy* zu. H.G. Atkinson und Chapmans Assistentin George Eliot wurden damit beauftragt die Übersetzung fertigzustellen, sollte Martineau nicht dazu in der Lage sein; zusätzlich war Chapman in Kontakt mit Edward Lombe, der das Übersetzungsvorhaben finanzierte (vgl. Pichanick 1980:187ff.; Wright 1986:63ff.; siehe Kapitel 3.2).

4.9. Reisen & Ortswechsel

Ihr großes Netzwerk ermöglichte es Martineau auch, räumliche Grenzen zu überwinden und sich an unterschiedlichen Orten aufzuhalten. Sie fuhr häufig zu Bekannten oder Verwandten, die sie für mehrere Tage oder Wochen besuchte, genoss neue Eindrücke und wurde zum Schreiben animiert, z. B. bei ihrem mehrwöchigen Aufenthalt bei ihrem Bruder in Dublin, wo sie mit der Arbeit an den *Illustrations* begann (vgl. AB:122f.).¹¹¹ Zudem erweiterte sich ihr Netzwerk unterwegs, v. a. auf ihrer USA-Reise, von der ihr viele neue Bekanntschaften für ihr restliches Leben blieben.

In der Autobiographie streicht Martineau vor allem die Bedeutung von Reisen bzw. Ortswechseln in ihrer Kindheit hervor. Sie war sieben Jahre alt, als sie zum ersten Mal Norwich verließ und mit ihrer Familie einen Sommer in Newcastle verbrachte. Die Reise wurde für sie zu einem Einschnitt, der ihre Kindheit in zwei Phasen teilte. Nachdem die Zeit davor in erster Linie von Leid geprägt war¹¹², lernte sie in Newcastle Ann Turner, die Tochter eines Pastors, kennen. Ann Turner übte großen Einfluss auf sie aus:

That period was memorable, not only from the enlarging of a child's ideas which ensues upon a first long journey, but because I date from it my becoming what is commonly called "a responsible being." On my return home I began to take moral charge of myself. I had before, and from my earliest recollections, been subject to a haunting, wretched, useless remorse ; but from the time of our return from Newcastle, bringing Ann Turner with us, I became practically religious with all my strength. Ann was, I think, fourteen when

¹¹¹ Neue Bücher entstanden natürlich v. a. nach längeren Reisen. Neben den USA-Büchern und *Eastern Life* wurde sie beispielsweise auf einer Reise nach Frankreich, wo sie das Grab von Toussaint Louverture besuchte, dazu inspiriert, *The Hour and the Man* zu schreiben (vgl. AB:436f.).

¹¹² Siehe Kapitel 4.1.

I was seven; and that she made herself my friend at all was a great thing for me ; and it fell out all the more easily for her tendencies being exclusively religious, while I was only waiting for some influence to determine my life in that direction. (AB:22)

Auch ihr 15-monatiger Aufenthalt bei Verwandten in Bristol, wohin sie als 15-Jährige aufgrund ihres schlechten Gemüts- und Gesundheitszustands geschickt wurde, war für ihre Religiosität von wichtiger Bedeutung. Sie wurde dem dort ansässigen Pastor Lant Carpenter hörig: „I returned home raving about my pastor and teacher, remembering every word he had ever spoken to me [...].“ (AB:73) So begann ihre fanatisch religiöse Phase. Gleichzeitig legte sie einige Ängste ab, da sie sich in der Umgebung ihrer warmherzigen Tante sehr wohl fühlte¹¹³, und wurde von ihren Cousinen, die gern und viel lernten, zu intensivem Selbststudium animiert. Unter anderem vertiefte sie sich in Lyrik – „a new world of which was opened to me by my cousins“ (AB:72). Eine weitere neue Perspektive war die Faszination der schönen Landschaft rund um Bristol: „[A]s if I had discovered myself in possession of a new sense.“ (AB:72)

Die beiden ‚großen‘ Reisen ihres Erwachsenenlebens brachten ebenfalls persönliche Veränderungen und Horizonterweiterungen mit sich. Martineau beschreibt diese zwar weniger explizit bzw. in einem nüchterneren Ton, die Bedeutung für ihren weiteren Lebens- und Berufsweg ist aber nicht zu verkennen. In beiden Fällen handelt es sich um grundlegende ideologische Entwicklungen, die in den darauffolgenden Büchern im Mittelpunkt standen: in den USA (1834) die Intensivierung ihrer feministischen und abolitionistischen Ansichten, im Nahen Osten (1846) die (anti-)religiöse Entwicklung. Ein ganzes Kapitel der Autobiographie (AB:329–391) ist Martineaus Sicht auf die Sklaverei-Debatte gewidmet; sie beschreibt den Verlauf vom Beginn der Reise, als sie den radikalen Abolitionist*innen noch skeptisch gegenüberstand, über Begegnungen und Diskussionen mit ihnen bis zu dem Punkt, an dem sie selbst eine von ihnen wurde. Sie begann, in einem solchen Ausmaß für die Sache zu kämpfen, dass sie sich in Lebensgefahr begab und sogar ihren möglichen Tod aus pragmatischer Sicht sinnvoll gefunden hätte:

There were times when I was sorry that I was not the victim of the struggle, instead of Lovejoy, or some other murdered citizen. I was sorry, because my being a British subject would have caused wider and deeper consequences to arise from such a murder than followed the slaughter of native Abolitionists. (AB:370)

Ursprünglich war sie zur Erholung in die USA gefahren, retrospektiv beschreibt sie ihre Reise jedoch vor allem als Isolationserfahrung: „When I returned home, the daily feeling of security, and of sympathy in my anti-slavery views gave me a pleasure as intense as if I had returned from a long exile, instead of a tour of recreation.“ (AB:370) Mit einigen derjenigen, die diese Exilerfahrung teilten, blieb sie dafür lange verbunden, u. a. mit der Abolitionistin Maria Weston

¹¹³ Martineau bezeichnete ihre Tante Kentish als erste Person, vor der sie keine Angst hatte (vgl. AB:8).

Chapman – eine der „fanatics“ (AB:345) –, die zu einer engen Freundin und Herausgeberin von Martineaus Autobiographie wurde. Die Bücher *Society in America*, *Retrospect of Western Travel* und *How to Observe Moral and Manners* wären ohne diese Reise nicht möglich gewesen; mit ihnen verschaffte sie sich Autorität als Beobachterin und Analytikerin, Feministin und Abolitionistin.

Die Reise in den Nahen Osten (Ägypten, Palästina, Libanon und Syrien) erhält in der Autobiographie weniger Platz, war aber zweifellos ebenfalls von großer Bedeutung. Durch das leibhaftige Erleben der Region veränderte sich ihre Perspektive, wie sie selbst feststellte: „All the historical hints I had gained from my school days onward now rose up amidst a wholly new light. It is impossible for even erudite homestayors to conceive what is gained by seeing for one's self the scenes of history, after any considerable preparation of philosophical thought.“ (AB:537) Je mehr sie las und sah, desto mehr wurde sie sich einerseits der Diversität und andererseits der Gleichheit unterschiedlicher Völker und Religionen bewusst. Die Idee für *Eastern Life* bildete sich heraus: eine Genealogie der großen alten Glaubensrichtungen (altägyptisch, jüdisch, christlich und islamisch), deren Gemeinsamkeiten und Parallelen. Zu dieser Zeit hatte sie sich bereits stark von der Religion entfremdet, die Reise eröffnete ihr jedoch weitere Perspektiven:

After my life-long study of the Hebrew and Christian, our travels in Palestine brought a rich accession of material for thought ; and the Syrian part of the journey was the more profitable for what had gone before. The result of the whole, when reconsidered in the quiet of my study, was that I obtained clearness as to the historical nature and moral value of all theology whatever, and attained that view of it which has been set forth in some of my subsequent works. It was evident to me, in a way which it could never have been if I had not wandered amidst the old monuments and scenes of the various faiths, that a passage through these latter faiths is as natural to men, and was as necessary in those former periods of human progress, as fetishism is to the infant nations and individuals, without the notion being more true in the one case than in the other. (AB:538)

In dieser Passage ist bereits die Applikation der Comte'schen Dreistadientheorie zu sehen: Martineau beschreibt Religion als erste, unreife Phase – als Ausgangslage für die Weiterentwicklung in Richtung des positiven, wissenschaftlichen Stadiums. Eine Religion kann nicht ‚wahrer‘ sein als eine andere; alle sind gleich unwahr, da Wahrheit erst in einem späteren Stadium zu finden ist. Hier schließt sich ein Kreis: So wie eine Reise für die Hinwendung zur fanatischen Religiosität verantwortlich war, trägt hier eine Reise wesentlich zur Abwendung von jeglicher Religiosität bei.

Auch ihre Ortswechsel im kleineren Rahmen hatten großen Einfluss auf Martineaus Leben. Sie selbst thematisiert im Kontext ihrer beiden Umzüge nach London bzw. Ambleside den Unterschied zwischen Stadt und Land (vgl. AB:139f., 497ff.) und betont, froh zu sein, beide Seiten erlebt zu haben. Der Umzug nach London bedeutete für sie den Einstieg in ein Leben mit hohem Tempo, voller Menschen und viel Arbeit, den Beginn ihrer professionellen Karriere und der Entstehung ihres Netzwerks. Sie gewann an Unabhängigkeit und neuen, teils

überwältigenden Erfahrungen. Auch ihre Schwerhörigkeit wurde zu einem geringeren Problem als zuvor, da die Menschen anders mit ihr umgingen als es in Norwich der Fall war.¹¹⁴

Der Umzug nach Ambleside war eine gegensätzliche Erfahrung; sie entschied sich damit für einen ruhigen Lebensabend mit weniger Menschen, einigen Tieren und viel Natur. Retrospektiv betont sie den Nutzen ihrer Entscheidung, sich ein Grundstück am Land zu kaufen: „[T]here have been few things in my life which have had a more genial effect on my mind than the possession of a piece of land.“ (AB:499) Sie baute ein Haus, das sie auf ihre Bedürfnisse hin maßschneidern ließ – in Anlehnung an Virginia Woolf hatte sie nun im materiellen Sinn ‚a room of her own‘. Die Liebe zur Natur, die sie in Bristol für sich entdeckt hatte und die inzwischen zu ihren „most deep-felt pleasures“ (AB:503) zählte, konnte sie hier bestens ausleben; sie hatte Platz zum Entspannen und Raum für neue Gedanken.

4.10. Spannungsverhältnisse, Exilerfahrungen, Hybridität

Die Hybridität Martineaus und die vielen Spannungsverhältnisse, in denen sie sich bewegte, habe ich bereits an mehreren Stellen angesprochen. Dieser Aspekt scheint sich wie ein roter Faden durch ihre Persönlichkeit zu ziehen und ist aufgrund seiner translatorischen Implikationen für mich besonders relevant.

Das Leben in unterschiedlichen Welten und ein Geflecht aus unterschiedlichen Berufen formten ihre Persönlichkeit und spiegeln sich in ihrem Schreiben wider. Ihre Werke – auch die Autobiographie – zeigen ein dynamisches Zusammenspiel verschiedener Genres und Disziplinen: „Through her cross-disciplinary writing, she constantly teases apart and re-categorises genre and discipline, revealing the progress through them as well as their interconnections. [... O]ne discipline reinforces the other.“ (Scholl 2017:22) Es gibt keine eindeutigen Kategorien, Hierarchien oder eine lineare Entwicklung (vgl. Scholl 2017:22f.), was wiederum in einem interessanten Gegensatz zu ihrer positivistischen Philosophie steht.

Die (vermeintlichen) Gegensätze, die sie vereint und in deren Spannungsfeld sie steht, sind zahlreich. Ein zentrales Gegensatzpaar, das bisher mehrmals aufgegriffen wurde und besonders aus translatorischer Sicht relevant ist, ist das der Produktion vs. Reproduktion: Sie war eine äußerst produktive Autorin, die sich selbst jegliches kreative Potential absprach und die in ihren Texten oft bereits vorhandenes Material für ihr Publikum ‚übersetzte‘, dabei aber wiederum selbstbewusst eigene Überzeugungen einbrachte, sich Texte, Diskurse und Philosophien

¹¹⁴ Früher hatte sie sich bei Gesellschaftsveranstaltungen sehr unwohl gefühlt, da aufgrund ihrer Schwerhörigkeit kaum jemand mit ihr sprach. In London war das anders: „People began with me as with a deaf person [...]. They came to me in good will, or they would not have come at all. They and I were not jumbled together by mere propinquity ; we met purposely ; and, if we continued our intercourse, it was through some sort of affinity. I now found what the real pleasures of social intercourse are [...].“ (AB:141)

aneignete.¹¹⁵ Sie übersetzte in ihren Texten Theorie in Praxis und umgekehrt, und lebte auch außerhalb davon in beiden Welten. Ihr politischer Aktivismus war eher ‚theoretisch‘ als ‚praktisch‘; sie ging nicht auf die Straße, sondern verschriftlichte ihre Kritik.¹¹⁶ Bei ihrer wissenschaftlichen Arbeit war sie wiederum die nicht-akademische Praktikerin.¹¹⁷ Das Wechselspiel aus Theorie und Praxis zeigt sich auch in den Verknüpfungen ihres Lebens mit ihrem Werk: Sie konstruiert ihren persönlichen Werdegang als praktisches Beispiel für Comtes Dreistadientheorie und richtete Hobart (1994) zufolge ihr Alltagsleben gemäß den Prinzipien der politischen Ökonomie ein.¹¹⁸ Ob in diesen Fällen die Theorie oder die Praxis am Anfang stand, ist nicht festzustellen, es scheint wie ein Kreis ohne Ende.

Sie war eine Frau, die sich in männerdominierten Kreisen behaupten konnte, wurde von Zeitgenoss*innen als sehr männlich wahrgenommen und damals wie auch in der heutigen Forschung als „androgynous intellectual“ (Mermin 1993:100) konstruiert. Ihre Auffassung von Geschlechterrollen war theoretisch sowohl progressiv als auch traditionell, und auch praktisch war sie eine starke Frau, die trotzdem stets die Autorität von Männern suchte und Männlichkeit als Ideal hochhielt: „Her public career made her both an emblem of resistance to patriarchy and a figure painfully vulnerable to patriarchal attitudes.“ (David 1987:92) Und auch grundsätzlich sind ihre politischen Ansichten ambivalent bis widersprüchlich.¹¹⁹

Wie Sanders (1990:xiv) feststellt, war Martineau nicht wirklich Teil des ‚Establishments‘, obwohl sie viele Kontakte hatte und durchaus einflussreich war: „[She] seems to have remained both inside and outside the political and literary establishment.“ Mögliche Gründe für ihr partielles Außenseiterinnendasein sind ihre bewusste Selbstexklusion bei vielen Angelegenheiten, ihre Verachtung für Celebritytum und Eitelkeit, ihr Geschlecht, aufgrunddessen sie grundsätzlich weniger Teil des ‚Establishments‘ sein konnte, und ihre Tätigkeit als politische Schriftstellerin, die sich weder in die politische noch in die literarische Kategorie vollständig einfügte. Sie lebte sowohl ‚mittendrin‘ als auch in Isolation – parallel bzw. miteinander verflochten (z.B. Netzwerk, Geschlechterrolle), nacheinander (z.B. Stadt – Land), durch bewusste Entscheidungen (z.B. politische Ansichten) und durch unerwartete Ereignisse (z.B. Krankheit: „my sudden translation from the vividness of literary and political life in London to the quietness of the sick-room and its converse“, AB:471).

Viele dieser Spannungsfelder sind auf die unterschiedlichen Erfahrungen von Privilegiertheit und Unterprivilegiertheit zurückzuführen. Sie galt als Intellektuelle und war gut gebildet,

¹¹⁵ Siehe Kapitel 2.3.1 und 3.3.

¹¹⁶ Theorie und Praxis sind nicht so trennscharf voneinander zu abzugrenzen wie hier dargestellt, v. a. in Bezug auf politischen Aktivismus.

¹¹⁷ Siehe Kapitel 2.3.2 und 2.3.3.

¹¹⁸ Der Vollständigkeit halber möchte ich anmerken, dass eine Gleichsetzung von Leben und Werk zu einer verkürzten Sichtweise in der Forschung führen kann. Es scheint jedoch Konsens darüber zu bestehen, dass zumindest die Konstruktion der Autobiographie als Analogie zur Dreistadientheorie von Martineau bewusst angelegt war (siehe Einleitungen zu den Kapiteln 3 und 4).

¹¹⁹ Siehe Kapitel 2.3 und 4.4.

jedoch nicht in einem institutionalisierten Kontext wie etwa einer Universität. Sie kam aus einer mittelständischen Familie, die genügend Ressourcen hatte, um ein finanziell relativ stabiles Leben und gute Bildung für die Kinder zu gewährleisten, und war nach dem Tod ihres Vaters und dem Ruin der Fabrik plötzlich mit Armut konfrontiert. Dementsprechend kannte sie beide ‚Welten‘, was sich auf ihre Berufswahl, politische Ansichten etc. auswirkte. Als Frau war sie in einer patriarchalen Gesellschaft unterprivilegiert, genoss in diesem Rahmen aber aufgrund ihrer ‚Männlichkeit‘ das Privileg, verhältnismäßig ernst genommen zu werden. Gleichzeitig wurde sie aus demselben Grund häufig massiv angegriffen. Auch abseits der Geschlechterrolle erlebte sie sowohl die Erfahrung, ernstgenommen zu werden, als auch die gegenteilige: Während sie in ihrer Kindheit das Gefühl hatte, ihre Eltern würden zu wenig auf sie eingehen, fanden ihre Texte später so großen Anklang, dass sie als Autorität und teilweise sogar als Bedrohung wahrgenommen wurde. Durch ihre körperliche Einschränkung hatte sie einen ‚Startnachteil‘, allerdings verfügte sie über die nötigen Mittel, um diesen ausreichend kompensieren zu können, sodass sie im Erwachsenenleben von ihrer Schwerhörigkeit kaum eingeschränkt wurde.¹²⁰

Zusammengefasst lebte sie also in einer literarischen, politischen, wissenschaftlichen, philosophischen und übersetzerischen Welt, in einer theoretischen und praktischen, einer progressiven und konservativen, in einer privilegierten und unterprivilegierten, in einer weiblichen und männlichen, in einer behinderten und nichtbehinderten, in einer hektischen und ruhigen, in einer armen und reichen, in einer Welt der Produktion und Autorität sowie der Reproduktion und Unterordnung – und auch diese Liste ist wohl nicht vollständig. In keiner dieser Welten lebte sie vollständig, keine dieser Kulturen definierte sie gänzlich – es ist ein dynamisches Zusammenspiel der verschiedensten Seiten.

Für Stuart Hall (1994:218, H.i.O.) sind „Menschen, die zu solchen *Kulturen der Hybridität* gehören, [...] unwiderruflich *Übersetzer*“. Er bezieht sich hierbei zwar auf migrantische, postkoloniale, diasporische Identitäten; jedoch scheint es angebracht, im Sinne eines breiten Kulturverständnisses die Konzepte der *Postcolonial Studies* auch auf Menschen mit ‚inneren Migrationserfahrungen‘ anzuwenden. Martineau wäre demnach eine ‚transkulturelle Migrantin‘ – ein Mensch, „der mit den Kulturen, in denen er lebt, zurechtkommt, ohne in ihnen aufzugehen, sich an sie anzupassen [...] die Verkörperung des Hybriden, einer, der sich zwischen den Kulturen bewegt, einer, der ununterbrochen übersetzt“ (Kliems 2007:32).

¹²⁰ Sie verwendete sowohl materielle als auch theoretische Hilfsmittel, die für Mann und Rogers (2011) eine Konstruktion als „Nineteenth-Century Cyborg“ zulassen: „Martineau depended, due to her perceived ‘disabilities’ of deafness, illnesses and gender, on objects such as the ear trumpet, the telescope, and various theoretical constructs to mediate her access to the outside world. In doing so, she created a ‘cyborg self’ [...].“ (Mann & Rogers 2011:241) In dieser Sichtweise eröffnet sich ein neues Spannungsfeld – das zwischen Mensch und Maschine. Noch deutlicher klingt allerdings die Mediation bzw. Translation an, die durch ihre Exilerfahrung notwendig wurde.

Analog zum „transkulturellen Migranten“ entwirft Kliems (2007:30) den „transkulturellen Exilanten“, den ebenfalls eine „durch das Leben in mehreren Kulturen bestimmte, von Variabilität gezeichnete Selbstfindung“ charakterisiert. Martineau befand sich häufig in einem inneren Exil. Ihre vielen Isolationserfahrungen entstanden teilweise bewusst durch Nonkonformismus (z.B. Auslegung ihrer Rolle als Frau, politische Ansichten, Antireligiosität); teilweise lagen sie außerhalb ihres Einflussbereichs (z.B. Geschlecht, Behinderung und Krankheit, unglückliche Kindheit). Sie führten zum Rückzug in die Welt intellektueller Beschäftigung, zum Lernen, Lesen und Schreiben, festigten ihren Ehrgeiz, ihre Zielstrebigkeit und Unerschütterlichkeit, schärfte ihre analytischen Fähigkeiten und formte eine Außenperspektive, die sie zu einer erfolgreichen Vermittlerin werden ließ.

Wie das Leben in unterschiedlichen Kulturen impliziert der Zugang vom Exil zur Außenwelt eine Form der Mediation bzw. Translation. Das Übersetzen dient als „Verortungsmechanismus“ (Kliems 2007:32) im ‚Dazwischen‘. Das ‚Dazwischen‘ wird im postkolonialen Verständnis zu dem von Homi Bhabha (1994) geprägten Konzept des ‚Dritten Raums‘, einem „positiv besetzten Raum der Aushandlung, [...] der Interferenz, des Zusammenspiels, der Übersetzung und Überschneidung“ (Kliems 2007:32). Martineau bewegte sich ständig in einem solchen ‚Dritten Raum‘ – sie war eine zutiefst hybride, translatorische Person.

4.11. „Alle Wege führen zum Übersetzen“

Obwohl Martineau so vielseitig war und in ihrem Werk verschiedene Disziplinen und Wissensgebiete vereinte, hielt sie eine solche Heterogenität und Interdisziplinarität für einen Misstand, wie aus einer Passage ihres Vorworts zur *Positive Philosophy* ersichtlich wird:

While our science is split up into arbitrary divisions; while abstract and concrete science are confounded together, and even mixed up with their application to the arts, and with natural history; and while the researches of the scientific world are presented as mere accretions to a heterogeneous mass of fact, there can be no hope of a scientific progress which should satisfy and benefit those large classes of students whose business it is, not to explore, but to receive. (PP:19f.)

Sie stellt die Verflechtungen verschiedener Disziplinen und Wissensgebiete als fortschrittsbehinderndes Chaos dar, vor dem die Menschheit mithilfe von Comtes Kategorisierung und Hierarchisierung der Wissenschaften ‚gerettet‘ werden könnte (vgl. Sanders & Weiner 2017:1). Bei der Übersetzung von Comte ergibt sich demnach neben Produktion und Reproduktion ein weiteres inhärentes Spannungsverhältnis: das zwischen der hybriden Natur der Translation mit den unterschiedlichen Seiten, die Martineau alle einbringt, und der Ordnung, die sie mit der Übersetzung schaffen will.

Martineau hielt sich ihr ganzes Leben lang an Regeln und Gesetzen fest, die ihr Weltbild ordneten. Comtes Positivismus ist für sie der ‚Gipfel‘ der Gesetze, die vollendete Ordnung von

Natur und Menschheit. Mit ihrer Übersetzung eignet sie sich diese vollendete Ordnung an. Die *Positive Philosophy* – das letzte große Werk vor der Autobiographie – verkörpert das letzte der drei Comte'schen Entwicklungsstadien, so wie die Autobiographie den Gesamtprozess auf einer Metaebene abbildet. In diesem Kontext erhält die Erfüllung – das „singular enjoyment“ (AB2:57)¹²¹ –, mit der sie ihre Arbeit an der Übersetzung beschreibt, eine weitere Ebene: Die Übersetzung wird zum ultimativen Fortschritt, zur Vollendung von Martineaus Philosophie. Das spiegelt sich auch darin wider, dass in der Autobiographie nach der Beschreibung der *Positive Philosophy* außer einer ausführlichen – und optimistischen – Reflexion über Religion, Wissenschaft, Zustand und Fortschritt der Menschheit nicht mehr viel passiert. Der kurze zeitliche Abstand zwischen dem Entstehen der Übersetzung und der Autobiographie mag für diesen Umstand teilverantwortlich sein; angesichts der stets durchdachten Planung und Struktur ihrer Texte und der Tatsache, dass sie die Autobiographie in den Jahren, in denen sie nach der Fertigstellung noch lebte und arbeiten konnte, nicht mehr überarbeitete, ist davon auszugehen, dass die Übersetzung durchaus bewusst als Ende bzw. Vollendung konstruiert war.

Erfahrungen aus Martineaus ganzem Leben fließen in ihre übersetzerische Persönlichkeit und in die Übersetzung ein. Ihr Selbstbild als Übersetzerin, ihre translatorischen Tätigkeiten generell und ihre konkreten Teloi, die sie mit der *Positive Philosophy* verfolgt, sind die Resultate ihrer Sozialisierungserfahrungen in unterschiedlichen Kontexten und bilden ihre Mehrfachleben in den unterschiedlichen Welten ab. Aus den quasi omnipräsenten Spannungsverhältnissen und Exilerfahrungen ergeben sich eine hybride Identität, ein Verortungs- und Vermittlungsbedarf – Aufklären, Popularisieren und Übersetzen liegen daher nahe.

Da Schreiben und Übersetzen bei Martineau Hand in Hand gehen¹²², brachten die Umstände und Entscheidungen, aufgrund derer sie zur Autorin wurde, sie schließlich auch zum Übersetzen. Der Ursprung lag in den Leiden ihrer Kindheit, in ihrer Bildung und Religion; Autoritätspersonen, positive und negative Ereignisse sowie Geschlecht und körperliche Einschränkung beeinflussten ihre Entscheidung, das Schreiben zum Beruf zu machen. Ihr Schreiben wies durchgängig Elemente des Aufklärens und Popularisierens sowie das Spannungsverhältnis zwischen Produktion und Reproduktion auf – möglicherweise ist das Übersetzen für sie auch deshalb so erfüllend, da es die stärkste Ausprägung der Rolle darstellt, in der sie sich am wohlsten fühlt.

Für die Übersetzung und die Teloi, die ihr zugrundelagen, war nicht nur der Wille zur Vermittlung, sondern auch ein hohes Maß an Selbstsicherheit, Autorität und Wissen, eine klare politische und philosophische Vorstellung der Gesellschaft und die Liebe zur Wissenschaft erforderlich. Viel davon ist auf ihre unitarischen Wurzeln und die umfassende Bildung, die sie sich ihr Leben lang aneignete, zurückzuführen und entwickelte sich durch Reisen und

¹²¹ Siehe Kapitel 3.1.

¹²² Siehe Kapitel 3.

Begegnungen weiter. Mit allem, was sie schrieb, erweiterte sich ihr Wissen und verfestigte sich ihre Autorität auf unterschiedlichen Gebieten: die Wettbewerbs-Essays in religiöser Hinsicht, die *Illustrations* in ökonomischer, die USA-Bücher in analytischer und politischer, *Eastern Life* und die *Atkinson Letters* in philosophischer/ antireligiöser etc. All das ermöglichte es ihr, mit einem außerordentlichen Selbstbewusstsein, einem stark ausgeprägten Autoritätsgefühl und großem Wissen an die *Positive Philosophy* heranzugehen.

In ihrem gesamten Werdegang können also verschiedene Sozialisierungskontexte und Einflussfaktoren identifiziert werden, die für Martineau als Übersetzerin wegbereitend waren. Da die *Positive Philosophy* gegen Ende ihrer Karriere entstand und eine Vielzahl an Erfahrungen aus ihrem Leben integrierte, scheint die Entwicklung ihrer übersetzerischen Persönlichkeit beinahe deckungsgleich mit ihrem generellen intellektuellen bzw. beruflichen Werdegang. Die Behauptung, alle Wege Martineaus führen zum Übersetzen, scheint plausibel. Dagegen spricht jedoch, dass die Komplexität der Realität in einer solchen Darstellung stark verkürzt wird: Alle Faktoren können (und müssen) nicht geklärt werden, und echte Leben verlaufen nicht linear, sondern vielschichtig und verworren. Insofern handelt es sich bei meiner Aussage ‚Alle Wege führen zum Übersetzen‘ um eine bewusste Überspitzung – in Anlehnung an Martineaus deterministische Perspektive.

5. Fazit & Ausblick

Martineau mag zwar nur zu einem kleinen Teil eine Übersetzerin im engeren Sinn gewesen sein; das Übersetzen ist für sie jedoch zentraler als bisher in der Forschung dargestellt. Es ist ein Ausdruck ihrer Mehrfachleben, pluraler Sozialisierungen, innerer Isolations- und Migrationserfahrungen und einer Vielzahl an gelebten Spannungsfeldern. Übersetzerinnen- und Autorinnenschaft gehen Hand in Hand; das dynamische Zusammenspiel von Literatur, Journalismus, Übersetzung, Wissenschaft, Philosophie, Sozialkritik etc. ist konstituierend für ihren gesamten Lebenslauf. Gemeinsam mit außerberuflichen Sozialisierungskontexten formen diese Mehrfachleben Martineaus translatorische Persönlichkeit und ihre übersetzerischen Teloi. Ihre stark ausgeprägten und oft offengelegten Teloi zielen schlussendlich alle auf gesellschaftlichen Fortschritt durch Wissensvermittlung ab und bestimmen Existenz und Form der *Positive Philosophy* maßgeblich.

Das macht deutlich, dass das Übersetzen keineswegs eine mechanische Operation ist, sondern viel Menschliches miteinfließt. Repräsentativ ist Martineau in dieser Hinsicht zwar nicht: Dass Existenz und Form einer Übersetzung fast ausschließlich von den stark ausgeprägten Teloi einer Übersetzerin mit ungewöhnlicher Lebensgeschichte abhängen, ist wohl ein Extremfall. Trotzdem sind diese menschlichen Elemente bei allen Übersetzungen und Teloi bei allen Übersetzer*innen bis zu einem gewissen Grad vorhanden; mit einem personenzentrierten Ansatz kann diese Menschlichkeit aufgedeckt und beschrieben werden. Es

können – ausgehend von Martineaus Beispiel – personenabhängige Gründe gefunden werden, warum eine Übersetzung in der gegebenen Form existiert; es können Verknüpfungen zwischen Translation, nicht-übersetzten Werken und Leben von Übersetzer*innen festgestellt werden; es können Teloi auf unterschiedlichen Ebenen (übergeordnete und untergeordnete/instrumentelle) und für verschiedene Zielsubjekte (selbst- und gesellschaftsorientierte) identifiziert werden, die nicht unbedingt mit Sprach-, Text- und Kulturvermittlung zu tun haben müssen. Ein personenzentrierter Ansatz verdeutlicht, dass der individuelle Habitus von Übersetzer*innen multideterminiert ist und nicht dem allgemein als submissiv angenommenen translatorischen Habitus entsprechen muss, und dass Dichotomien sowohl in der translatorischen Praxis als auch in den Selbstbildern von Übersetzer*innen aufgehoben werden können. Er zeigt, dass alle möglichen Lebenserfahrungen zur Formung eines individuellen translatorischen Habitus beitragen können – von naheliegenden Sozialisierungskontexten wie Bildung über den weitgehend ignorierten Faktor des materiellen Körpers bis hin zu unvorhergesehenen Ereignissen – und unterschiedliche Personen rund um den*die Übersetzer*in direkten oder indirekten Einfluss auf Übersetzungen haben können – auch abgesehen von Verleger*innen, Lektor*innen etc.

In Martineaus Fall hat der personenzentrierte Ansatz außerdem die Omnipräsenz von Spannungsfeldern, inneren Migrations- und Exilerfahrungen offengelegt. Ich könnte mir vorstellen, dass sich eine Konzeptualisierung der sich daraus ergebenden hybride Identität auf dieser individuellen und inneren Ebene als fruchtbare Perspektive für die Translator Studies erweist – schließlich ist damit ein ständiges Übersetzen verbunden. Möglicherweise sind in dieser Hinsicht Parallelen zwischen verschiedenen Übersetzer*innen zu finden. Im Zuge dessen – aber auch generell – erscheint es sinnvoll, bei der Untersuchung von Übersetzer*innen das eine oder andere Mal einen Schritt vom Übersetzen wegzugehen und den Fokus auf Aspekte zu lenken, die vordergründig nicht direkt translationsrelevant wirken: Am Ende hat doch viel mehr mit dem Übersetzen zu tun als zunächst ersichtlich.

6. Bibliographie

Primärliteratur

- Martineau, Harriet. 1834. *Illustrations of Political Economy. No 1. Life in the Wilds*. London: Charles Fox.
- Martineau, Harriet. 1877. *Harriet Martineau's Autobiography (Vol. I)*, edited by Maria Weston Chapman. Boston: James R. Osgood and Company.
- Martineau, Harriet. 1877. *Harriet Martineau's Autobiography (Vol. II)*, edited by Maria Weston Chapman and *Memorials of Harriet Martineau* by Maria Weston Chapman. Boston: James R. Osgood and Company.
- Martineau, Harriet. 2000 (1896/1853). *The Positive Philosophy of Auguste Comte: Freely Translated and Condensed by Harriet Martineau. With an Introduction by Frederic Harrison. In Three Volumes. Volume 1*. Kitchener: Batoche Books. [Übersetzung von: Comte, Auguste. 1830–1842. *Cours de Philosophie Positive* 1–6. Paris: Rouen Frères/Baillière.]

Sekundärliteratur

- Adamo, Sergia. 2001. Übersetzungsgeschichte als Geschichte der Frauen. Überlegungen zur Rolle der Frauen als Leserinnen und Übersetzerinnen im 18. Jahrhundert. In: Messner, Sabine & Wolf, Michaela (Hg.). *Übersetzung aus aller Frauen Länder. Beiträge zu Theorie und Praxis weiblicher Realität in der Translation*. Graz: Leykam, 77–87.
- Adamo, Sergia. 2006. Microhistory of Translation. In: Bastin, Georges L. & Bandia, Paul F. (Hg.), 81–100.
- Agorni, Mirella. 2002. *Translating Italy for the Eighteenth Century: British Women, Translation and Travel Writing (1739–1707)*. Manchester: St. Jerome.
- Agorni, Mirella. 2005. A Marginal(ized) Perspective on Translation History: Women and Translation in the Eighteenth Century. *Meta* 50:3, 817–830.
- Arrojo, Rosemary. 1994. Fidelity and the Gendered Translation. *TTR: traduction, terminologie, rédaction* 7:2, 147–163.
- Baibikov, Elena. 2011. Revised translations, revised identities. (Auto)biographical contextualization of translation. In: Sela-Sheffy, Rakefet & Shlesinger, Miriam (Hg.). *Identity and Status in the Translational Professions*. Amsterdam: John Benjamins, 173–189.
- Bastin, Georges L. & Bandia, Paul F. (Hg.). 2006. *Charting the Future of Translation History*. Ottawa: University of Ottawa Press.

- Bastin, Georges L. 2006. Subjectivity and Rigour in Translation History: The Latin American Case. In: Bastin, Georges L. & Bandia, Paul F. (Hg.), 111–130.
- Bhabha, Homi K. 1994. *The Location of Culture*. London/New York: Routledge.
- Boguna, Julija. 2016. Lernt man das Übersetzen durch Übersetzerforschung? Ein Germersheimer Lehr- und Lernexperiment. In: Kelletat, Andreas F. et al. (Hg.), 201–214.
- Bourdieu, Pierre/Seib, Günther (Üb.). 1987. *Sozialer Sinn: Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre/Beister, Hella (Üb.) 2011. Die biographische Illusion. In: Fetz, Bernhard & Hemecker, Wilhelm (Hg.). *Theorie der Biographie. Grundlagentexte und Kommentare*. Berlin/New York: De Gruyter, 303–310.
- Buzelin, Hélène. 2013. Sociology and translation studies. In: Millán, Carmen & Bartrina, Francesca (Hg.). *The Routledge Handbook of Translation Studies*. London/New York: Routledge, 186–200.
- Caine, Barbara. 1992. *Victorian Feminists*. Oxford: Oxford University Press.
- Chamberlain, Lori. 1988. Gender and the Metaphorics of Translation. *Signs* 13:3, 454–472.
- Chesterman, Andrew. 2009. The Name and Nature of Translator Studies. *Hermes – Journal of Language and Communication Studies* 42, 13–22.
- Chesterman, Andrew & Baker, Mona. 2008. Ethics of Renarration: Mona Baker is Interviewed by Andrew Chesterman. *Cultus* 1:1, 10–33.
- David, Deirdre. 1987. *Intellectual Women and Victorian Patriarchy: Harriet Martineau, Elizabeth Barrett Browning, George Eliot*. Basingstoke: Macmillan.
- Delisle, Jean & Woodsworth, Judith (Hg.). 1995. *Translators through History*. Amsterdam: John Benjamins.
- Deegan, Mary Jo. 2001. Making Lemonade: Harriet Martineau on Being Deaf. In: Hill, Michael R. & Hoecker-Drysdale, Susan (Hg.), 41–58.
- D’hulst, Lieven. 2001. Why and how to write translation histories? *Emerging views on translation history in Brazil. Special issue of Crop* 6, 21–32.
- Dow, Gillian E. (Hg.). 2007. *Translators, Interpreters, Mediators: Women Writers 1700–1900*. Oxford: Lang.
- Easley, Alexis. 1999. Gendered Observations: Harriet Martineau and the Woman Question. In: Thompson, Nicola Diane (Hg.). *Victorian Women Writers and the Woman Question*. Cambridge: Cambridge University Press, 80–98.
- Easley, Alexis. 2017. Rewriting the past and present: Harriet Martineau, contemporary historian. In: Sanders, Valerie & Weiner, Gaby (Hg.), 101–120.
- Even-Zohar, Itamar. 1990. *Polysystem Studies. Special issue of Poetics Today* 11:1.
- Flotow, Luise von. 1997. *Translation and Gender: Translating in the “Era of Feminism”*. Manchester: St. Jerome.

- Forget, Evelyn L. 2010. 'At best an echo': Eighteenth- and Nineteenth-Century Translation Strategies in the History of Economics. *History of Political Economy* 42, 653–677.
- Fratz, Deborah. 2008. The Powers of Deafness: Harriet Martineau's Disabled Subject as Sociological Observer. *Victorians Institute Journal* 36, 47–77.
- Freedgood, Elaine. 1995. Banishing Panic: Harriet Martineau and the Popularization of Political Economy. *Victorian Studies: A Journal of the Humanities, Arts and Sciences* 39:1, 33–53.
- Ginzburg, Carlo & Tedeschi, John & Tedeschi, Anne. 1993. Microhistory: Two or Three Things That I Know about It. *Critical Inquiry* 20:1, 10–35.
- Godard, Barbara. 1990. Theorizing Feminist Discourse/Translation. In: Bassnett, Susan & Lefevere, André (Hg.). *Translation, History and Culture*. London: Pinter, 87–96.
- Gronert, Anka (Hg.) 2001. *Frauen in der Ökonomie: Die Anfänge in England*. Marburg: Metropolis.
- Gronert, Anka. 2001. Frauen in der Ökonomie – gibts die? In: Gronert, Anka (Hg.), 7–13.
- Hall, Catherine. 2006. Epilogue: Imperial Careering at Home. Harriet Martineau on Empire. In: Lambert, David (Hg.). *Colonial Lives across the British Empire: Imperial Careering in the Long Nineteenth Century*. Cambridge: Cambridge University Press, 335–359.
- Hall, Stuart/Matthias Oberg (Üb.). 1994. Rassismus, westliche Dominanz und Globalisierung. In: Mehlem, Ulrich (Hg.). *Stuart Hall: Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften* 2. Hamburg: Argument.
- Hannay, Margaret P. (Hg.). 1985. *Silent but for the word: Tudor women as patrons, translators, and writers of religious works*. Kent, Ohio: Kent State University Press.
- Harrison, Frederic. 2000 (1896). Introduction. In: *The Positive Philosophy of Auguste Comte: Freely Translated and Condensed by Harriet Martineau. With an Introduction by Frederic Harrison. In Three Volumes. Volume 1*. Kitchener: Batoche Books.
- Hill, Michael R. 2017. Harriet Martineau: The founding and re-founding of sociology. In: Sanders, Valerie & Weiner, Gaby (Hg.), 69–83.
- Hill, Michael R. & Hoecker-Drysdale, Susan (Hg.). 2001. *Harriet Martineau: Theoretical and Methodological Perspectives*. London/New York: Routledge.
- Hobart, Ann. 1994. Harriet Martineau's Political Economy of Everyday Life. *Victorian Studies: A Journal of the Humanities, Arts and Sciences* 37:2, 223–251.
- Hoecker-Drysdale, Susan. 1992. *Harriet Martineau, First Woman Sociologist*. Oxford/New York: Berg.
- Hoecker-Drysdale, Susan/Löw Beer, Nele (Üb.). 1998. Harriet Martineau (1802–1876). Kritische Sozialforschung: Theorie und Praxis. In: Honegger, Claudia & Wobbe, Theresa (Hg.), 28–58.

- Hoecker-Drysdale, Susan. 2011. Harriet Martineau. In: Ritzer, George & Stepnisky, Jeffrey (Hg.). *The Wiley-Blackwell Companion to Major Social Theorists*. Oxford: Wiley-Blackwell, 61–95.
- Holmes, James. 1988. The Name and Nature of Translation Studies. In: Holmes, James (Hg.). *Translated! Papers on Literary Translation and Translation Studies*. Amsterdam: Rodopi, 67–80.
- Holz-Mänttari, Justa. 1984. *Translatorisches Handeln: Theorie und Methode*. Helsinki: Suomalainen tiedeakatemia.
- Honegger, Claudia & Wobbe, Theresa (Hg.). 1998. *Frauen in der Soziologie: neun Portraits*. München: Beck.
- Honegger, Claudia & Wobbe, Theresa. 1998. Einleitung. Frauen in der kognitiven und institutionellen Tradition der Soziologie. In: Honegger, Claudia & Wobbe, Theresa (Hg.), 7–27.
- Huzel, James P. 2006. *The Popularization of Malthus in Early Nineteenth-Century England: Martineau, Cobbett and the Pauper Press*. Aldershot: Ashgate.
- Joly, Jean-François. 1995. Preface. In: Delisle, Jean & Woodsworth, Judith (Hg.), xiii–xvi.
- Kelletat, Andreas F. & Tashinskiy, Aleksey (Hg.). 2014. *Übersetzer als Entdecker. Ihr Leben und Werk als Gegenstand translationswissenschaftlicher und literaturgeschichtlicher Forschung*. Berlin: Frank & Timme.
- Kelletat, Andreas F. & Tashinskiy, Aleksey. 2014. Entdeckung der Übersetzer. Stand und Perspektiven des Garmersheimers Übersetzerlexikons. In: Kelletat, Andreas F. & Tashinskiy, Aleksey (Hg.), 7–16.
- Kelletat, Andreas F. & Tashinskiy, Aleksey & Boguna, Julija (Hg.). 2016. *Übersetzerforschung. Neue Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des Übersetzens*. Berlin: Frank & Timme.
- Kliems, Alfrun. 2007. Transkulturalität des Exils und Translation im Exil. Versuch einer Zusammenbindung. In: Krohn, Claus-Dieter (Hg.). *Übersetzung als transkultureller Prozess*. München: Edition Text + Kritik, 30–49.
- Krontiris, Tina. 1992. *Oppositional Voices: Women as Writers and Translators of Literature in the English Renaissance*. London: Routledge.
- Lahire, Bernard. 2003. From the Habitus to an Individual Heritage of Dispositions. Towards a Sociology at the Level of the Individual. *Poetics: Journal of Empirical Research on Culture, the Media and the Arts* 31:5–6, 329–355.
- Lahire, Bernard/Fernbach, David (Üb.). 2011. *The Plural Actor*. Cambridge: Polity Press.
- Lefevere, André. 1992. *Translation, Rewriting, and the Manipulation of Literary Fame*. London: Routledge.
- Levi, Giovanni. 1991. On Microhistory. In: Burke, Peter (Hg.). *New Perspectives on Historical Writing*. Cambridge: Polity Press, 93–113.

- Levy, David M. 2003. Taking Harriet Martineau's Economics Seriously. In: Dimand, Robert & Nyland, Chris (Hg.). *The status of women in classical economic thought*. Cheltenham: Elgar, 262–284.
- Logan, Deborah (Hg.). 2007. *The Collected Letters of Harriet Martineau*. London: Pickering & Chatto.
- Makarska, Renata. 2014. Die Rückkehr des Übersetzers. Zum Nutzen einer Übersetzerbiographie. In: Kelletat, Andreas F. & Tashinskiy, Aleksey (Hg.), 51–61.
- Makarska, Renata. 2016. Translationsbiographische Forschung. Am Beispiel von Siegfried Lipiner (1856–1911) und Grete Reiner (1892–1944). In: Kelletat, Andreas F. et al. (Hg.), 215–232.
- Martineau Society. 2017. Harriet Martineau (1802–76). <http://martineausociety.co.uk/the-martineaus/harriet-martineau/>, Stand: 30.11.2017.
- McDonald, Lynn. 2006. *Women Theorists on Society and Politics*. Waterloo: Wilfrid Laurier University Press.
- Mergenthal, Silvia. 2004. *Autorinnen der viktorianischen Epoche. Eine Einführung*. Berlin: Schmidt.
- Mermin, Dorothy. 1993. *Godiva's Ride: Women of Letters in England, 1830–1880*. Bloomington: Indiana University Press.
- Meylaerts, Reine. 2013. The Multiple Lives of Translators. *TTR: traduction, terminologie, rédaction* 26:2, 103–128.
- Munday, Jeremy. 2014. Using Primary Sources to Produce a Microhistory of Translation and Translators: Theoretical and Methodological Concerns. *The Translator* 20:1, 64–80.
- O'Donnell, Margaret G. 1983. Harriet Martineau: A Popular Early Economics Educator. *The Journal of Economic Education* 14:4, 59–64.
- Peterson, Linda H. 1986. *Victorian Autobiography: The Tradition of Self-Interpretation*. New Haven: Yale University Press.
- Pichanick, Valerie K. 1977. An abominable submission: Harriet Martineau's views on the role and place of woman. *Women's Studies* 5:1, 13–32.
- Pichanick, Valerie K. 1980. *Harriet Martineau: The Woman and Her Work, 1802–76*. Ann Arbor, Michigan: University of Michigan Press.
- Pickering, Mary. 2009. *Auguste Comte: An Intellectual Biography (Vol. 3)*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Pöckl, Wolfgang 2014. K. L. Ammer (1879–1959) – ein großer Name in statu evanescendi. In: Kelletat, Andreas F. & Tashinskiy, Aleksey (Hg.), 253–64.
- Polkinghorn, Bette/Kollenberg, Christiane (Üb.). 2001. Jane Marcet (1769–1858) und Harriet Martineau (1802–1876). In: Gronert, Anka (Hg.), 39–60.
- Pym, Anthony. 1998. *Method in Translation History*. Manchester: St. Jerome.

- Pym, Anthony. 2009. Humanizing Translation History. *Hermes – Journal of Language and Communication Studies* 42, 23–48.
- Roberts, Caroline. 2016. *The Woman and the Hour: Harriet Martineau and Victorian Ideologies*. Toronto: University of Toronto Press.
- Rossi, Alice S. 1988. *The Feminist Papers: From Adams to de Beauvoir*. Boston: Northeastern University Press.
- Rundle, Christopher. 2012. Translation as an Approach to History. *Translation Studies* 5:2, 232–240.
- Rundle, Christopher. 2014. Theories and Methodologies of Translation History: The Value of an Interdisciplinary Approach. *The Translator* 20:1, 2–8.
- Sanders, Valerie. 1989. *The Private Lives of Victorian Women: Autobiography in Nineteenth-Century England*. New York: Harvester Wheatsheaf.
- Sanders, Valerie (Hg.). 1990. *Harriet Martineau. Selected Letters*. Oxford: Clarendon Press.
- Sanders, Valerie. 2002. *The Brother-Sister Culture in Nineteenth-Century Literature: From Austen to Woolf*. Basingstoke: Palgrave.
- Sanders, Valerie. 2017. ‚I have an all important review to write‘: Harriet Martineau’s journalism. In: Sanders, Valerie & Weiner, Gaby (Hg.), 187–200.
- Sanders, Valerie & Weiner, Gaby (Hg.). 2017. *Harriet Martineau and the Birth of Disciplines: Nineteenth-century intellectual powerhouse*. London/New York: Routledge.
- Sanders, Valerie & Weiner, Gaby. Introduction: the disciplines and Harriet Martineau. In: Sanders, Valerie & Weiner, Gaby (Hg.), 1–14.
- Santoyo, Julio-César. 2006. Blank Spaces in the History of Translation. In: Bastin, Georges L. & Bandia, Paul F. (Hg.), 11–44.
- Schneider, Werner & Waldschmidt, Anne (Hg.). 2007. *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung: Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*. Bielefeld: transcript.
- Scholl, Lesa. 2008. Translating culture: Harriet Martineau’s eastern travels. In: Kuehn, Julia & Smethurst, Paul (Hg.). *Travel writing, form and empire: the poetics of mobility*. New York: Routledge, 108–119.
- Scholl, Lesa. 2009. Mediation and Expansion: Harriet Martineau’s Travels in America. *Women’s History Review* 18:5, 819–833.
- Scholl, Lesa. 2011. *Translation, authorship, and the Victorian professional woman: Charlotte Brontë, Harriet Martineau and George Eliot*. Burlington: Ashgate
- Scholl, Lesa. 2012. George Eliot, Harriet Martineau and the Popularisation of Comte’s Positive Philosophy. *Literature Compass* 9:11, 764–773.
- Scholl, Lesa. 2014. Retracing Domestic Space: English National Identity in Harriet Martineau’s *Homes Abroad*. In: Wagner, Tamara S. (Hg.). *Domestic Fiction in Colonial Australia and New Zealand*. London: Pickering & Chatto, 21–36.

- Scholl, Lesa. 2017. Mapping the intellectual self: Harriet Martineaus *Autobiography* and the role of life writing in defining disciplines. In: Sanders, Valerie & Weiner, Gaby (Hg.), 17–30.
- Simeoni, Daniel. 1998. The Pivotal Status of the Translator's Habitus. *Target* 10:1, 1–39.
- Simeoni, Daniel. 2007. Between Sociology and History: Method in Context and in Practice. In: Wolf, Michaela & Fukari, Alexandra (Hg.), 187–204.
- Simon, Sherry. 1996. *Gender in Translation: Cultural Identity and the Politics of Transmission*. London/New York: Routledge.
- Smith, Sidonie. 1987. *A Poetics of Women's Autobiography: Marginality and the Fictions of Self-Representation*. Bloomington: Indiana University Press.
- Stark, Susanne. 1999. "Behind Inverted Commas": Translation and Anglo-German Cultural Relations in the Nineteenth Century. Clevedon: Multilingual Matters.
- Stark, Susanne. 2006. Women. In: France, Peter & Haynes, Kenneth (Hg.). *The Oxford History of Literary Translation in English*. Oxford, New York: Oxford University Press, 125–131.
- Tahir Gürçağlar, Şehnaz. 2013. Translation History. In: Millán, Carmen & Bartrina, Francesca (Hg.). *The Routledge Handbook of Translation Studies*. London: Routledge, 131–143.
- Toury, Gideon. 1995. *Descriptive Translation Studies – and beyond*. Amsterdam: John Benjamins.
- UeLEX. 2017a. Germersheimer Übersetzerlexikon.
http://uelex.de/artiklar/Germersheimer_%c3%9cbersetzerlexikon, Stand 02.02.2017.
- UeLEX. 2017b. Leitfaden. <http://www.uelex.de/artiklar/Leitfaden>, Stand: 02.02.2017.
- Watts, Ruth. Harriet Martineau and the Unitarian Tradition in Education. *Oxford Review of Education* 37:5, 637–651.
- Willmann, Rainer. 2009. *Darwin, Huxley und die Frauen*. Opladen: Budrich.
- Winter, Alison. 1995. Harriet Martineau and the reform of the invalid in Victorian England. *The Historical Journal* 38:3, 595–616.
- Wolf, Michaela. 2007. Introduction: The emergence of a sociology of translation. In: Wolf, Michaela & Fukari, Alexandra (Hg.), 1–36.
- Wolf, Michaela. 2012. The Sociology of Translation and Its 'Activist Turn'. *Translation and Interpreting Studies* 7:2, 129–143.
- Wolf, Michaela & Fukari, Alexandra (Hg.). 2007. *Constructing a Sociology of Translation*. Amsterdam: John Benjamins.

7. Anhang: Abstracts

Deutsch

Harriet Martineau (1802–1876) war eine britische Autorin, Sozialkritikerin, Soziologin, Ökonomin und Übersetzerin. Zu ihren zahlreichen Werken zählt eine Übersetzung von Comtes Hauptwerk, die 1853 unter dem Titel *The Positive Philosophy of Auguste Comte. Freely Translated and Condensed by Harriet Martineau* erschien. Mit ihrer kurzen und leicht verständlichen Version trug sie maßgeblich zu Comtes Popularität bei; dennoch ist sie heute weitgehend unbekannt.

Diese Arbeit soll Martineau als Übersetzerin aus dem Schatten holen und ihre übersetzerische Persönlichkeit möglichst umfassend portraitieren. Im Zentrum steht eine Analyse ihrer ‚Teloi‘ (Chesterman 2008, 2009) und ihres Selbstbilds; Material dafür bietet vor allem ihre Selbstreflexion in der Autobiographie und im Vorwort zur *Positive Philosophy*. Da Martineau nicht vorrangig Übersetzerin war, ist es wichtig, auch die Wechselwirkung ihrer beruflichen ‚Mehrfachleben‘ einzubeziehen. Dieser Zugang knüpft an Lahires (2003, 2011) plurales, dynamisches Habituskonzept an, das von Meylaerts (2013) in den translationswissenschaftlichen Kontext eingebettet wurde und (berufliche) Mehrfachleben sowie verschiedene Formen der Sozialisierung berücksichtigt. Martineaus Sozialisierungserfahrungen und andere Faktoren, die zur Herausbildung ihrer übersetzerischen Persönlichkeit beigetragen haben, werden auf Basis einer Analyse ihrer Autobiographie ebenfalls aufgearbeitet.

Es zeigt sich, dass bei Martineau nicht nur die Grenzen zwischen Autorinnen- und Übersetzerinnenschaft verschwimmen, sondern alle ihrer Mehrfachleben ineinandergreifen. Beim Übersetzen sind ihre anderen Tätigkeiten immer präsent und umgekehrt. Dieses Zusammenspiel manifestiert sich auch in Martineaus stark ausgeprägten Teloi, die schlussendlich alle auf gesellschaftlichen Fortschritt durch Wissensvermittlung abzielen. Wie zu sehen ist, bestimmen diese Teloi maßgeblich Existenz und Form der *Positive Philosophy*. Außerdem wird deutlich, dass unterschiedlichste Faktoren – von ‚klassischen‘ Sozialisierungserfahrungen über unerwartete Ereignisse bis zum materiellen Körper – zur Herausbildung eines individuellen translatorischen Habitus beitragen können.

English

Harriet Martineau (1802–1876) was a prolific writer, social critic, sociologist, economist and translator in Victorian England. One of her many works was a translation of Comte’s main work – *The Positive Philosophy of Auguste Comte. Freely Translated and Condensed by Harriet Martineau* (1853). Her version was much shorter and easier to read than the original and contributed significantly to Comte’s long-term popularity. However, Martineau herself got lost in (translation) history.

Therefore, this thesis aims at shedding light on Martineau as a translator by examining her translatorial activities, focusing mainly on her ‘teloi’ (Chesterman 2008, 2009) and her self-image as described in primary sources such as her preface to the *Positive Philosophy* and her autobiography. As Martineau was neither exclusively nor primarily a translator, it is essential to take her various professional ‘lives’ into account and examine their interplay with her life as a translator. This perspective draws on the sociobiographical approach proposed by Lahire (2003, 2011) and adopted by Meylaerts (2013) in a Translator Studies context, according to which multiple lives and different forms of socialization form a unique habitus. Based on an analysis of Martineau’s autobiography, her socialization experiences and other factors that shaped her ‘translational personality’ are discussed as well.

In Martineau’s case, not only are the lines between authorship and translatorship blurred, but all her professional lives merge. When she is a translator, she is simultaneously a writer, social critic, scientist etc. and vice versa. Her multiple lives are also manifest in her very distinct teloi, which all eventually aim at furthering social progress through knowledge transfer and are crucial for the existence and form of the translation. Moreover, it shows that a range of different experiences, including under-researched factors like the material body, can play a significant role in shaping an individual translatorial habitus.